

Ideologisierte Wahrnehmung



**Klaus-Michael Mallmann,
Andrej Angrick, Jürgen Matthäus,
Martin Cüppers (Hrsg.)**
*Deutsche Berichte aus dem Osten
1942/1943. Dokumente der
Einsatzgruppen in der Sowjetunion*
Darmstadt: Wissenschaftliche
Buchgesellschaft, 2014, 892 S., € 59,95

Der vorliegende dritte Band komplettiert die Editionsreihe zu den Dokumenten der Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei (Sipo) und des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS (SD) in der besetzten Sowjetunion.¹ In chronologischer Fortsetzung des ersten Bandes umfasst er die »Ereignismeldungen UdSSR« (EM) von Januar bis April 1942 sowie die unmittelbar folgenden »Meldungen aus den besetzten Ostgebieten« (MbO), die bis einschließlich Mai 1943 erschienen. In diesen Zeitraum fielen sowohl die zweite Vernichtungswelle gegen die sowjetischen Juden als auch das Erstarken der Partisanenbewegung und die militärische Niederlage in Stalingrad, was sich in unterschiedlicher Intensität auch in den Berichten widerspiegelte.

Positiv zu vermerken ist, dass Band III – anders als noch Band I – neben dem Personen- auch über ein Ortsregister verfügt. Zum idealen Nachschlagewerk fehlt jedoch nach wie vor ein Sachregister, das eine schnelle und gezielte Suche nach zusammenhängenden Themenbereichen (Opfergruppen, Institutionen, Alltagsphänomene, Partisanen, Zwangsarbeit usw.) ermöglichen würde. Bedauerlich ist ferner die Entscheidung der Herausgeber, einige Passagen, die ihnen inhaltlich nicht relevant erschienen, auszulassen und durch Auslassungszeichen zu ersetzen, ohne den Inhalt in Anmerkungen zusammenzufassen oder zumindest stichpunktartig zu benennen. Auch die Illustrierung des Bandes mit zeitgenössischen Fotografien kann nicht überzeugen, da sie keinen unmittelbaren Bezug zu den konkreten Meldungen erkennen lassen. So findet sich, um nur ein Beispiel zu nennen, in EM 149 vom 16.2.1942 eine Fotografie mit der Bildbeschreibung »Erhängte Zivilisten November 1941«, ohne dass der Leser erfährt, wo und in welchem Zusammenhang das Foto aufgenommen wurde und warum es in dieser Meldung platziert wurde. (S. 157)

¹ Klaus-Michael Mallmann, Andrej Angrick, Jürgen Matthäus, Martin Cüppers, (Hrsg.), *Die »Ereignismeldungen UdSSR« 1941. Dokumente der Einsatzgruppen in der Sowjetunion*, Darmstadt 2011 [Bd. I]; dies. (Hrsg.), *Deutsche Besatzungsherrschaft in der UdSSR 1941–1945. Dokumente der Einsatzgruppen in der Sowjetunion*, Darmstadt 2013 [Bd. II].

In ihrer sehr informativen Einleitung beschreiben die Herausgeber nicht nur den behandelten historischen Zeitraum, sondern gehen auch ausführlich auf die Änderungen ein, die der Übergang von den EM auf die MbO mit sich brachte und die für die Interpretation der Quellen von grundlegender Bedeutung sind: Nicht nur der Erscheinungsrhythmus änderte sich (2–3 EM pro Woche, MbO wöchentlich), sondern auch Form und Inhalt. Während über die Massenverbrechen ab Sommer 1942 nur noch verschleiert berichtet wurde, wurde die zunehmende Gefahr durch Partisanen offen benannt und mit Zahlen untermauert. Der beständig abnehmende Einfluss von Sipo und SD auf den tatsächlichen »Bandenkampf« durch Wehrmacht und Ordnungspolizei führte in den MbO dann ab Herbst 1942 zu immer größerer Realitätsferne und einer »interessengeleitet verzerrten Darstellung«. (S. 17)

In der Tat ähnelten die EM des Jahres 1942 in ihrer Beschreibung des Massenmordes an der Zivilbevölkerung noch ganz ihren Vorgängern des Jahres 1941, indem detailliert über die Zahl der erschossenen Personen berichtet wurde. So hieß es etwa in EM 165 vom 6.2.1942 zur Tätigkeit der Einsatzgruppe D unumwunden, in der Berichtszeit vom 15.–31.1.1942 seien »3.601 Personen erschossen« worden, »davon 3.286 Juden, 152 Kommunisten, NKWD-Leute, 84 Partisanen und 79 Plünderer, Saboteure, Asoziale. Gesamtzahl bisher 85.201«. (S. 141) Der Bruch in der offenen Darstellung erfolgte dann im Mai 1942 mit dem Erscheinen der MbO, in welchen oft nur noch von Festnahmen die Rede war. (S. 616 f.)

Die solide Kommentierung der Dokumente beinhaltet unter anderem Kurzbiographien zu allen genannten Akteuren, was von einem hohen Rechercheaufwand zeugt, und wichtige Korrekturen zu den auffallend häufigen Fehlern bei der Benennung von Personen und geographischen Orten. Besonders hervorzuheben ist jedoch die kluge Hinterfragung und teilweise Widerlegung der »ideologischen Optik« und geschönten Darstellungen durch den systematischen Abgleich der Berichtsinhalte mit Quellen anderer Provenienz.

Insgesamt betrachtet ist der dritte Band zu den Dokumenten der Einsatzgruppen in der Sowjetunion wie schon seine beiden Vorgänger eine großartige und unverzichtbare Quellenedition, die in keiner Historikerbibliothek fehlen sollte, aber auch für ein breites Publikum und pädagogische Zwecke geeignet sein dürfte. Die Unmittelbarkeit der Berichte, kombiniert mit der fachkundigen und quellenkritischen Kommentierung durch die vier Herausgeber, vermittelt ein äußerst eindringliches Bild von der erbarmungslosen Besatzungspolitik und dekonstruiert zugleich die ideologische Verblendung der Täter. Es wäre jedoch eine Überlegung wert, einen Ergänzungsband – gedruckt oder digital – mit einem Sachregister für alle drei Bände und einem nachträglichen Ortsregister für Band I auszuarbeiten, um das Optimum an Benutzerfreundlichkeit zu erreichen.

Martin Holler
Berlin

Frauen im Holocaust



Wendy Lower

Hitlers Helferinnen.

Deutsche Frauen im Holocaust

Aus dem Englischen von Andreas
Wirthensohn.

München: Carl Hanser Verlag, 2014,
336 S., € 24,90

Die amerikanische Historikerin Wendy Lower, ausgewiesene Spezialistin zur Geschichte des Holocaust insbesondere in der Ukraine, beschäftigt sich in dieser Studie mit der Rolle deutscher Frauen bei ihrem Einsatz in Polen und der besetzten Sowjetunion während des Zweiten Weltkrieges. Nach Lower gingen rund eine halbe Million deutscher Frauen als Teil der deutschen Militär- und Besatzungstruppen und damit als »integraler Bestandteil von Hitlers Vernichtungsmaschinerie« (S. 16) in den besetzten »Osten«. Die Arbeit gründet auf einer Vielzahl unterschiedlicher Quellengattungen, wobei Zeugenaussagen, die im Rahmen west-, ostdeutscher und österreichischer Ermittlungen erhoben wurden, eine herausragende Rolle spielen.

Lower teilt die Frauen im »Osten« in vier Tätigkeitsgruppen ein: Krankenschwestern, Lehrerinnen, Sekretärinnen und Ehefrauen von offiziellen NS-Repräsentanten. Diese beteiligten sich in drei verschiedenen Funktionen am Holocaust: als Augenzeuginnen, Komplizinnen und Täterinnen. Anhand des eingesehenen Quellenmaterials verfolgt Lower die Lebensläufe von 13 Frauen, die während des Zweiten Weltkrieges vor allem nach Polen und in die Ukraine kamen. Sechs dieser Frauen können der Kategorie der Täterinnen zugeordnet werden, die meisten davon als Ehefrauen. Die ausgewählten Beispiele der Täterinnen – etwa der Fall von Erna Petri, die in der Nähe von Lemberg eigenhändig sechs jüdische Kinder erschoss – belegen eindrucksvoll, dass Frauen an individuellen Tötungen beteiligt waren. Dabei begingen sie ihre Verbrechen nicht in offiziellen, sondern gerade auch in nichtoffiziellen Funktionen und informellen Kontexten. (S. 86)

Die gewählten Beispiele erfassen allerdings nur unzureichend, dass es in der überwältigenden Mehrheit der offiziellen Besatzungsapparat, also deutsches Militär, SS/Polizei und Zivilverwaltung, war, der die Juden in Osteuropa ermordete, in der besetzten Sowjetunion überwiegend in Form von Massenerschießungen. Die örtliche Besatzungsverwaltung war in ihren leitenden Positionen ausschließlich männlich besetzt; und damit lag die strategische Planung und Verantwortung örtlicher Mordaktionen in den Händen von Männern. Auch

bei der Umsetzung des systematischen Massenmords vor Ort ist für die zahlreichen Massenerschießungen in der Sowjetunion eine aktive Beteiligung weiblicher Exekutoren nicht bekannt. Folgerichtig wird auch in den von Lower vorgestellten Lebensläufen kein direkter und aktiver Bezug ihrer Protagonistinnen zu diesen strategisch geplanten und umgesetzten Exekutionen hergestellt, vielmehr handelt es sich bei ihren Beispielen um individuell motivierte Tötungen, die »eher der Gelegenheit geschuldet« (S. 74) waren. Der Bedeutung des offiziellen Besatzungsapparates könnte in der vorliegenden Studie insgesamt weit stärkeres Gewicht eingeräumt werden.

Basierend auf den von ihr gewählten Beispielen zieht die Autorin bisweilen sehr verallgemeinernde Schlussfolgerungen, für deren Überprüfung eine breitere Quellenbasis wünschenswert wäre, etwa wenn sie behauptet, »wir können uns jetzt vorstellen, dass die hier präsentierten Muster gewalttätigen und mörderischen Verhaltens überall in der Ukraine, in Polen, Weißrussland, Litauen und in anderen Teilen des von den Nationalsozialisten beherrschten Europas zu finden waren« (S. 186).

Die Fokussierung auf den weiblichen Anteil am Holocaust führt zwangsläufig zu der Frage, über wie viele Täterinnen wir hier eigentlich sprechen. Dabei ist Lower angesichts der auch von ihr eingeräumten ungenügenden Quellenlage (S. 57, 183) weitgehend auf Vermutungen und Inferenzen angewiesen, die sie von der »Spitze eines Eisbergs« sprechen lassen (S. 185), der mit mehreren tausend Mörderinnen noch »unrealistisch niedrig« sei (S. 186). Ebenso gut könnte man allerdings auch argumentieren, dass eine Gesamtzahl von Täterinnen aufgrund der geringen Anzahl von vorliegenden Fallbeispielen weiter schwer zu bestimmen bleibt; und dass die Behauptung, die ausgewählten Täterinnen »können unmöglich so seltene Ausnahmen gewesen sein, wie wir gerne glauben« (S. 258), zusätzlicher quellengestützter Nachforschungen bedarf, bevor weitere Verallgemeinerungen gezogen werden können.

Insgesamt hat die Autorin mit dieser Studie ein weiteres anregendes Buch publiziert, das eine breitere Quellenbasis und eine gelegentlich größere Zurückhaltung in den Formulierungen noch eindrucksvoller hätte machen können. Es fällt auf, dass der bisweilen emotionale Tonfall in der deutschen Übersetzung hier und da abgemildert wird, so etwa wenn sich der Titel von *Hitler's Furies* zu *Hitlers Helferinnen* ändert und aus der als »Killers« bezeichneten Frauengruppe die Gruppe der »Täterinnen« wird.

Markus Eikel
Den Haag

Das Dilemma der Judenräte



Svenja Bethke

Tanz auf Messers Schneide. Kriminalität und Recht in den Ghettos Warschau, Litzmannstadt und Wilna

Litzmannstadt und Wilna

Hamburg: Hamburger Edition, 2015,

317 S., € 28,-

Einem bisher nur wenig beachteten Aspekt der Geschichte von Juden in der Zeit des

Holocaust widmet sich Svenja Bethke in ihrer nun publizierten Dissertation, nämlich der Frage von Recht und Kriminalität in den Ghettos. Dieser Zugang kann nur auf den ersten Blick überraschen, denn jenseits der stets präsenten Gewalt und Willkür seitens der deutschen Besatzer gab es in den Ghettos ein recht umfassend organisiertes innerjüdisches Leben, zu dem eben auch der eigene Umgang mit Kriminalität und die Definition von Recht gehörten.

Der große Bruch, den die Ghettoisierung für die jüdische Bevölkerung bedeutete, brachte auch einen Wandel kollektiver Deutungsmuster in den Bereichen von Kriminalität und Recht mit sich. In der »Lebenswelt Ghetto« wandelten sich die Vorstellungen darüber, was als kriminell oder moralisch verwerflich zu gelten habe. Diese sich verändernden Bedingungen und die Versuche der Judenräte und der Gerichte, durch Definitionen von Rechtsnormen und deren Einhaltung ein gewisses Maß an »Normalität« und ein »Mindestmaß an sozialer Stabilität« (S. 38) in dieser unnormalen Welt der Ghettos zu schaffen, beschreibt die Autorin am Beispiel der drei großen Ghettos in Litzmannstadt, Warschau und Wilna. Damit nimmt sie den Reichsgau Wartheland (Litzmannstadt), das Generalgouvernement (Warschau) und das Reichskommissariat Ostland (Wilna) in den Blick. Diese Auswahl ist sinnvoll, weil die jüdische Selbstverwaltung in diesen Ghettos in hohem Maße ausdifferenziert war, über entsprechende Rechtsinstanzen verfügte und die Quellenlage günstig ist. Außerdem waren die sich wandelnden Ziele der deutschen Besatzer von großer Bedeutung für die Definition und Ausgestaltung von Rechtsnormen in den Ghettos, und hier ist besonders der Vergleich der beiden Ghettos auf polnischem Boden mit dem in Wilna, das erst nach dem Beginn des Massenmords errichtet wurde, erhellend.

Denn Recht wurde zunächst einmal durch die deutschen Besatzer gesetzt (und deren Interessen und Forderungen an die Judenräte wandelten sich im Laufe der Zeit). Darüber hinaus waren es aber Aushandlungsprozesse, in denen die Judenräte Recht und Kriminalität definierten. Strafen sollten abschreckende Wirkung haben und damit Handlungen, die dem Ghetto und seinen Bewohnern schaden konnten, verhindern.

Die deutschen Interessen zu antizipieren war eine Möglichkeit, Gefahren für das Ghetto abzuwenden. Doch damit entstand zugleich der große Konflikt: Die Vorstellungen und Definitionen der Judenräte, was Recht und was kriminell war, entsprach zumeist nicht denen der Ghettobewohner. Für sie stellten häufig gerade die als kriminell definierten Handlungen individuelle Überlebensebenen dar. Am Beispiel von Recht und Kriminalität wird in dieser Studie das große Dilemma der Judenräte sehr deutlich. Bethke leistet hier einen wichtigen und innovativen Beitrag zur Debatte um die Judenräte. Sie stellt fest: »Die ghettointerne Rechtssphäre war der Bereich, in dem sich das Dilemma der Judenräte in besonderer Weise verdichtete: Es galt, über rechtliche Belange zu urteilen in einem Raum, in dem die dort zwangsweise lebenden Individuen von der Besatzungsmacht bereits völlig entrechtet worden waren und unter diesen Bedingungen faktisch kriminell handeln mussten, um zu überleben.« (S. 293)

Und auch der von den Deutschen angeordneten jüdischen Polizei als wichtigem Akteur der Durchsetzung von Recht widmet sich die Autorin, auch deren Handlungsspielräume lotet sie aus. So ausführlich und differenziert wurde in deutscher Sprache noch nicht über die Ghetto-Polizei geschrieben.

Bethke stellt dar, welcherart die Delikte waren, die in den Ghettos vor Gericht kamen, beschreibt das notwendige Improvisationstalent (so gab es in Litzmannstadt keine entsprechenden Bücher) und die Unterschiede zwischen den drei Ghettos. Das Personal der Gerichte verfügte zumeist über einschlägige Berufserfahrung, sorgte sich aber mitunter, sich durch die Tätigkeit im Ghetto die berufliche Zukunft zu verbauen.

In den verhandelten Rechtsfällen spielten deutsche und ghettointerne Kriminalitätsdefinitionen eine Rolle. Handlungen, die eine konkrete Gefahr für das Ghetto darstellten, gelangten zumeist gar nicht erst vor Gericht, da sie sofort unterbunden werden sollten. Es gab auch »klassische« Rechtsfälle, diese nahmen aber ghettospezifische Formen an.

Bethke rückt die Juden in den Ghettos als handelnde Akteure in den Mittelpunkt, als Menschen, die auf die Situation unterschiedlich reagierten (»und dazu gehörten alle Verhaltensweisen zwischen Mitgefühl, Solidarität, Egoismus, Neid, Wut und Rache«, S. 297), es sind in ihrer Darstellung keine Helden, aber eben auch keine bloßen Opfer. So gelingt ihr eine überzeugende Untersuchung von Recht und Kriminalität in drei Ghettos in drei unterschiedlichen deutschen Machtbereichen. Besonders das Dilemma der Judenräte verdichtet sich im Bereich von Recht und Kriminalität, wie sie in ihrem facettenreichen Buch überzeugend darlegt.

Andrea Löw

München

Politik und Propaganda der Nazis im arabischen Raum



Francis R. Nicosia
Nazi Germany and the Arab World
Cambridge: Cambridge University
Press, 2015, 316 S., £ 60

Die komplexe historische Verbindung zwischen islamischer Welt und Nationalsozialismus ist Gegenstand zahlreicher Publikationen.¹ Francis Nicosias Studie bietet in diesem Forschungsfeld eine »reexamination« (S. 1) der Außenpolitik von Nazi-Deutschland im arabischen Raum an, die zwei zentrale Sachverhalte in ihrer Verknüpfung untersucht: die geopolitischen Interessen Deutschlands und die ab 1933 in Staat gegossene Rassenideologie. Das Buch stellt keine Revision der bestehenden Literatur dar, kritisiert sie aber insofern, als sie ihren Fokus auf die nationalsozialistischen Propagandatätigkeiten in der arabischen Welt legt und ihre profaschistische Rezeption unter Arabern verabsolutiert. Nicosia weigert sich von einer uniformen arabischen Welt auszugehen, die sich in Kultur, Politik und Ideenwelt monolithisch betrachten ließe. Um die Komplexität der Reaktionsweisen auf Deutschland unter Arabern zu erfassen, möchte er auch explizit zum Studium arabischsprachiger Quellen anregen, das er selbst aufgrund sprachlicher Barrieren nicht zu leisten vermag.

Ohne die Hass- und Gewaltausbrüche gegen den Zionismus zu verharmlosen, die sich stets konkret an dem Juden entluden, will Nicosia daran erinnern, dass der Zionismus und die jüdische Einwanderung nach Palästina, interpretiert als westeuropäische Einmischung, von vielen als Bedrohung der arabisch-nationalen Selbstbestimmung empfunden wurde. Die antijüdische Gewalt mit dem Verweis auf westliche oder imperiale Fremdherrschaft zu relativieren, würde gleichwohl Positionen attackieren, die den arabischen Antisemitismus als Spiegelbild des europäischen untersuchen. Die arabischen Abneigungen gegen die regionale Präsenz westlicher Kolonialmächte und eine etwa damit zusammenhängende befürwortende Haltung vieler Araber gegenüber Deutschland und auch Hitler gelte es in der Tat einmal sorgfältig zu untersuchen. Nicosias Studie indes konzentriert sich auf die strategischen und ideologischen

Interessen der deutschen Politik im Nahen und Mittleren Osten und in Nordafrika. Der Auswertung deutscher Propaganda gegenüber der arabischen Welt wird dabei bewusst wenig Platz eingeräumt. Der Autor konzentriert sich auf die Interessen der deutschen Politik in arabisch besiedelten Gebieten, die stets darauf bedacht war, ihre eigentlichen Intentionen zu verschleiern. Nicosia geht es zuvorderst darum, das Spannungsverhältnis zwischen Nazi Propaganda und tatsächlicher Politik zu entschlüsseln.

Obwohl sich die massive Propagandatätigkeit der Nazis positiv auf die nationale Selbstbestimmung der Araber bezog, waren damit weitaus gewichtigere politische Implikationen verbunden. Unter anderem ging es darum, die antibritischen und antifranzösischen Gefühle der Araber zu schüren, also im Zuge politischer oder militärischer Strategien den arabischen Nationalismus zu instrumentalisieren. Wie den anderen europäischen Mächten ging es auch den Nazis darum, eine Art der europäischen Kontrolle über die Araber aufrechtzuhalten. Die Agitation der Nazis forcierte sehr wohl arabisch-nationale und antikoloniale Sehnsüchte, ebenso wie die vermeintlichen Vorteile des Antisemitismus massiv propagiert wurden. Nur in letzterem Punkt jedoch war die Agitation auch tatsächlich ernst gemeint: »Unlike the question of Arab independence, *this* propaganda point and Nazi Jewish policy in general actually did reflect real intent in the foreign policy of Hitler's Germany during the Second World War.« (S. 274) Während man der Sache arabischer Souveränität jede ernsthafte Unterstützung versagte, stand die von den Nazis massiv beförderte Feindschaft zum jüdischen Siedlungswerk in Relation zu ihrer Judenpolitik in Europa: hier wie dort auf die Vernichtung der Juden abzielend.

Nicosia betont in seiner Analyse der deutschen Außenpolitik im arabischen Raum eine starke Kontinuität, die sich vom Kaiserreich bis in die Vorkriegsjahre des Nationalsozialismus erhielt: die Aufrechterhaltung des Status quo in der Orientalischen Frage, die wiederum keine Berücksichtigung des arabischen Nationalismus zuließ. Während die Politik der Weimarer Republik gar keinen entscheidenden Einfluss nehmen konnte und die europäische Aufteilung der Region sowie die Einrichtung des jüdischen Nationalheims mittrug, so wurde auch nach 1933 die Sache der arabischen Unabhängigkeit zunächst mit Teilnahmslosigkeit oder Ablehnung behandelt. Deutsche Interessen wurden vordergründig auf ökonomischem und kulturellem Gebiet verfolgt. Und noch die Ermutigung der Araber während der antibritischen und antijüdischen Unruhen 1938/39 in Palästina deutet Nicosia als den Versuch, den Einfluss der Briten und Franzosen zu schmälern und ihre Aufmerksamkeit von Europa abzulenken. Der arabische Nationalismus wurde dafür benutzt, während ein eindeutiges deutsches Bekenntnis zur arabischen Unabhängigkeit dabei ausblieb. Der einzigen Veränderung im arabischen Raum, der sich die Nazis durchgehend verpflichtet fühlten, war die Zerstörung des jüdischen Nationalheims in Palästina

¹ Eine Übersicht bietet *Sehepunkte*, Jg. 15 (2015), Nr. 12.

und der jüdischen Gemeinschaft im Nahen Osten und Nordafrika.² So besteht kein Zweifel daran, wäre der Vormarsch der Deutschen bei el-Alamein nicht zum Erliegen gekommen, dass die jüdischen Gemeinden im Nahen Osten ebenso von der »Endlösung«, der absoluten Vernichtung, erfasst worden wären.

Nicosia bilanziert, dass die Araber, obwohl als rassistisch minderwertig eingeschätzt, ein solches Schicksal freilich nicht ereilt hätte, aber ihre Betrachtung als »Kolonialvolk« wie die nur geringen geopolitischen Ambitionen in dieser Region dazu führten, dass die Nazis niemals klar die arabische Sache unterstützten. Man könnte es auch anders formulieren: Die Araber waren von Bedeutung, soweit sie für das Gemeinschaftsprojekt des Judenmords zu agitieren waren.³

Ergänzend zu Nicosias gründlicher Auswertung des Quellenmaterials, durch die er überzeugend Kontinuitäten der deutschen Nahostpolitik nachzuweisen vermag, müsste zugleich der Blick für eine weitere Kontinuität geschärft werden, zu deren Verankerung die Nazis und die mit ihnen zusammenarbeitenden Cliques wesentlich beigetragen haben. Es greift daher Nicosias Schlussbemerkung zu kurz, Amin al-Husseini, der Großmufti von Jerusalem, hätte jenseits der Etablierung muslimischer SS-Verbände auf dem Balkan keine Erfolge vorzuweisen. Die Umtriebe des Muftis wie die antisemitische Propaganda der Nazis im arabischen Raum zeitigten sehr wohl eine Wirkung, auch weit über 1945 hinaus. Der Mufti mag keine arabische Staatlichkeit erreicht haben; der Antisemitismus, wie er sich zuvorderst in der Bekämpfung des jüdischen Siedlungswerks ausagiert, ist in der Region bis heute virulent und hat seinen gewichtigsten Ursprung in der Popularisierung durch den Mufti und seinen Kreis. Gerade weil Nicosia darauf hinweist, dass die Propaganda der Nazis bestrebt war, das Judentum wie den Zionismus mit der amerikanischen und britischen Agenda in der Region zu verknüpfen und als Plan zur Unterdrückung der Araber zu verkaufen, müsste dieser Aspekt besonders betont werden.

Florian Weber
München

2 Das Verhältnis von forcierter Emigration der deutschen Juden nach Palästina bei gleichzeitig massiver Bekämpfung eines souveränen Judenstaats wird erläutert bei Francis R. Nicosia, *Zionism and Anti-Semitism in Nazi Germany*, Cambridge 2008.

3 Dies sowie die Inkonsistenz und offenkundige Willkür der Rassenideologie zeigen sich etwa auch daran, dass Hitler den Mufti wegen seiner blauen Augen zum Araber mit arischen Wurzeln erklärte. Vgl. Benny Morris, *The Road to Jerusalem. Glubb Pasha, Palestine and the Jews*, London 2003, S. 254.

Zweiter Dreißigjähriger Krieg?



Ian Kershaw

To Hell and Back. Europe 1914–1949
Viking, New York: The Penguin History of Europe Series, 2015, 593 S., \$ 35,-

Von historischen Überblicksdarstellungen erwartet man kaum neue Forschungsbefunde. Vielmehr geht es darum, Zusammenhänge anders zu gewichten oder gar neu zu ordnen und so den historischen Diskurs selbst in eine bestimmte Richtung zu lenken. Das gilt umso mehr, wenn ein renommierter Historiker wie Ian Kershaw sich daranmacht, den Zusammenhang der beiden Weltkriege zu beleuchten. Ihr Verlauf wird dabei mit je einem Kapitel eher schlaglichtartig abgehandelt. Kershaw interessiert sich vor allem für die im wahrsten Sinne des Wortes bis aufs Messer ausgetragene Konkurrenz der drei aus der politischen Moderne hervorgegangenen Staats- und Wirtschaftssysteme von Faschismus, Kommunismus und liberaler Demokratie. Dabei schaut er notgedrungen immer wieder über den europäischen Tellerrand nach Nordamerika und Russland hinaus. Die Entwicklung des modernen Antisemitismus in Europa und seine genozidale Zuspitzung durch das NS-Regime bilden einen durchgehenden Gesichtspunkt seiner Betrachtung.

Als epochenbildende Größe nennt er die Bezeichnung eines zweiten Dreißigjährigen Krieges, der die innere Einheit der von ihm anvisierten Zeitspanne ausmachen soll (S. 9, 347 f.). Das damit verbundene Narrativ wird auch von anderen Historikern wie Hans-Ulrich Wehler oder Jürgen Kocka zur Charakterisierung der Gewaltgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts herangezogen. Es geht von der These aus, dass die sich totalisierende Gewalterfahrung im Ersten Weltkrieg so weitreichende Verwerfungen in den Nachkriegsgesellschaften erzeugt hat, dass deren Folgen erst mit der deutschen Niederlage im Zweiten Weltkrieg zum Erliegen kamen. Das stärkste Indiz für diese Kontinuitätsbehauptung liegt vielleicht in der Tatsache, dass mit Ausnahme der Tschechoslowakei keiner der Nachfolgestaaten der Habsburger Monarchie am Vorabend des Zweiten Weltkrieges noch eine liberale Regierung hatte (S. 245). Drei Fünftel der Bevölkerung in Europa (ohne Sowjetunion) lebten unter mehr oder minder autoritären Regimen, was Kershaw als Indikator für das Versagen der von den Siegermächten des Ersten Weltkrieges etablierten Nachkriegsordnung auffasst. Da der Hauptteil des Buches sich mit jener Zwischenkriegszeit befasst, kann er

hier eine facettenreiche Darstellung entwickeln. Er beleuchtet zum einen Staaten wie Großbritannien, Frankreich, Belgien, die skandinavischen Länder, die Niederlande und die Schweiz, die es trotz innenpolitischen Rechtsruckens schafften, sich dem autoritären Sog der Epoche zu entziehen, und stellt politik- und sozialgeschichtlich informative Vergleiche zwischen den unterschiedlichen Regimen an. Spanien, Portugal, Polen und Ungarn können sich nicht zuletzt deswegen radikaleren Formen von Politik entziehen, weil ihre konservativ-reaktionären Eliten den Raum für den aufkommenden Faschismus besetzt hielten. Anders in Italien und Deutschland, wo es Mussolini und Hitler gelingt, ein Bündnis mit den konservativen Eliten einzugehen (S. 223 f.) und so ein tief greifender Systemwechsel möglich wird.

Das Einlenken jener konservativen Eliten und der Bedeutungsverlust ihrer politischen Repräsentanten verweist allerdings besonders in Deutschland auf eine Gretchenfrage für die Tauglichkeit der Epochenbezeichnung vom zweiten Dreißigjährigen Krieg. Ökonomie und Politik hatten sich hier nach der Hyperinflation in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre weitgehend gefestigt, eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland wurde in den Verträgen von Locarno 1925 ratifiziert, die rechtsextremen Kräfte waren weitgehend eingehegt, bis die große Depression die soziale und ökonomische Situation zum Kippen bringt (S. 193 f.). Die Roaring Twenties enden mit dem Platzen der Spekulationsblase an den amerikanischen Aktienmärkten (S. 150). Damit gewinnt ein außereuropäisches Ereignis eine entscheidende Bedeutung für den Verlauf der weiteren Geschichte in Europa und durchtrennt das ohnehin fragwürdige Kontinuum der beiden Kriege. Kershaw beleuchtet eindringlich die Folgen dieser Krise, zeichnet die unterschiedlichen nationalen Pfade nach, hält aber dennoch am benannten Narrativ fest. Vermutlich hängt dies mit der Betonung einer von Deutschland ausgehenden Aggression zusammen, die sich nicht zuletzt in personellen Kontinuitäten wie den Lebensläufen von Hitler und Hindenburg manifestiert. Die zweifelsohne vorhandenen Kontinuitäten verdecken aber ebenso viel wie sie enthüllen. Ein Verdienst Kershaws liegt gerade darin, die Anfälligkeit jener pluralistischen Gesellschaften nachzuzeichnen, die je nach sozioökonomischer Lage, kulturellen Traditionsbeständen und politischen Kräfteverhältnissen die autoritäre Bedrohung abwenden konnten oder ihr unterlagen.

Im Schlusskapitel greift Kershaw die überraschend schnelle Rückkehr zu pluralistischen Politikformen und die parteiübergreifende Entwicklung staatsinterventionistischer Wirtschaftspolitiken in Europa auf. Im Westen wurde unter amerikanischer Hegemonie eine Nachkriegsordnung entworfen, die aus den Fehlern von Versailles und der entstehenden Blockkonfrontation mit der Sowjetunion ihre Konsequenzen zog und diesem Teil Europas sowie insbesondere Westdeutschland eine neue Chance eröffnet hat. Den Ländern Mittel- und Osteuropas blieb dieser Neuanfang verwehrt.

Ein Folgeband Kershaws soll die Geschichte Europas bis in die Gegenwart fortführen. Die Penguin Classic Edition verzichtet zwecks besserer Lesbarkeit auf Fußnoten und direkte Literaturverweise. Von wissenschaftlicher Seite vergibt man sich damit die Chance, Kershaws Bezüge genauer nachvollziehen zu können. Zudem hätte es dem Band gutgetan, Deutungskonflikte und Forschungsdesiderate an der einen oder anderen Stelle zu benennen.

Michael Elm
Tel Aviv



Reisen in die Wirklichkeit

**Geschichte - Politik -
Literatur - jüdisches Leben**

Armenien • Georgien
Aserbaidshjan • Usbekistan
Königsberg • Wolgograd
St. Petersburg • Weißrussland
Lemberg • Czernowitz • Kiew
Podolien • Transkarpatien
Odessa • Waldkarpaten • Lublin
Krakau • Danzig • Breslau
Estland • Lettland • Litauen
Bosnien-Herzegowina • Serbien
Rumänien • Bulgarien • Albanien
Mazedonien • Republik Moldau
Thessaloniki • New York

EX ORIENTE LUX
R E I S E N
Historisch-Literarisch-Aktuell

Katalog kostenlos:
Ex Oriente Lux Reisen
Neue Grünstr. 38, 10179 Berlin
Tel. 030/62 90 82 05, Fax: 030/62 90 82 09
www.eol-reisen.de, info@eol-reisen.de

70 Jahre IMT – Altes, Neues, Lücken



Thomas Darnstädt

Nürnberg. Menschheitsverbrechen vor Gericht 1945

München, Berlin: Piper Verlag, 2015, 415 S., € 24,99

Nürnberger Menschenrechtszentrum (Hrsg.)

Das Internationale Militärtribunal von Nürnberg 1945/46. Die Reden der Hauptankläger. Neu gelesen und kommentiert

Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 2015, 300 S., € 34,-



HistorikerInnen besitzen kein Monopol auf die Vermittlung der Geschichte – zumal der

Zeitgeschichte. Den Gegenstand der Nürnberger Prozesse teilten sich von Beginn an JournalistInnen, JuristInnen, HistorikerInnen, PolitikwissenschaftlerInnen und PsychologInnen. Das ist auch gut so, denn all die verschiedenen Sichtweisen, Ansätze und Fragestellungen waren und sind erkenntnisfördernd und in ihrer Gesamtheit bereichernd.

Thomas Darnstädt, Leiter des Ressorts »Deutsche Politik« beim Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*, hat pünktlich zum 70. Jahrestag eine Monographie über den Nürnberger Prozess auf den Markt gebracht. Die beim Piper Verlag erschienene populärwissenschaftliche Darstellung zielt fraglos auf ein breites Publikum. Flüssig und anschaulich, teils jedoch imaginativ geschrieben, erzählt der Autor die Geschichte des Nürnberger Prozesses dramaturgisch wohlbedacht von der Vorgeschichte bis zu den zwölf rein US-amerikanischen Verfahren vor den Nürnberger Militärtribunalen (NMT). Eingerahmt wird »Nürnberg« von aktuellen Entwicklungen der verschiedenen internationalen Strafgerichtshöfe und des Völkerrechts.

»Um zu lernen, wie man Frieden macht, bin ich in die alten staubigen Keller gestiegen«, teilt Darnstädt seiner LeserInnenschaft auf der fünften Buchseite mit. Der Satz kann wunderbar als Spiegel des gesamten Buches herhalten: Erstens enthält er die Hauptaussage des Autors, dass nämlich auch durch den Internationalen Militärgerichtshof von 1945/1946 ein langfristiger Frieden geschaffen wurde. Diese fragwürdige Hauptthese dehnt der Autor gleichsam auf heutige internationale Strafgerichtshöfe aus, die seiner Ansicht nach ebenfalls

»Frieden durch Recht« brächten; Darnstädt geht es darum, in der Gegenwart und für die Zukunft aus »Nürnberg« zu lernen, so die zweite Hauptaussage des Buches. Drittens deutet der blumige zweite Teil des Satzes auf den populärwissenschaftlichen Hintergrund hin, auf dem die gerade beschriebenen Annahmen ausgebreitet werden. Der Nebensatz suggeriert – und nun komme ich zu den Problematiken des Buches: a) dass Archive schwer erreichbar, verborgen und wenig genutzt seien (was definitiv nicht den Tatsachen entspricht), und b) dass der Autor sich zum »Entdecker« neuer Quellen stilisiert (was – soweit ich das erkennen kann bei einem Buch ohne Fußnoten – nicht der Fall ist, abgesehen davon, dass er die Forschungsergebnisse von Irina Schulmeisters juristischer Dissertation vorveröffentlicht).

Darnstädt's Buch hätte dabei durchaus aufgrund der Aktualität und der flüssigen Schreibe das Potenzial gehabt, zu einer willkommenen Alternative zu älteren Darstellungen über den Nürnberger Prozess zu avancieren (damit meine ich das Buch von Joe Heydecker und Johannes Leeb von 1958 und die Darstellung des revisionistischen Historikers Werner Maser von 1977; beide Werke werden regelmäßig neu aufgelegt). Um das neue deutschsprachige Standardwerk zum Nürnberger Prozess zu werden, sollte eine Studie jedoch seine Hauptthesen auch diskutieren und nicht als Vorannahmen setzen und den LeserInnen damit aufdrängen. Darüber hinaus müsste es einer politisch und historisch interessierten LeserInnenschaft ein Überprüfen der Aussagen ermöglichen. Doch Darnstädt's Buch kommt ohne eine einzige Fußnote aus! Die Entscheidung des Autors und des Verlags, keine Belege anzugeben, muss schärfstens kritisiert werden. (Selbst Wikipedia weiß, dass Belege etwas mit »credibility« zu tun haben.) Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Darnstädt's Buch ist aufgrund der nicht gegebenen Überprüfbarkeit verunmöglicht.

Der Sammelband des Nürnberger Menschenrechtszentrums sei der historisch interessierten LeserInnenschaft hingegen wärmstens ans Herz gelegt. Den neueren Forschungsansätzen folgend wird der Nürnberger Prozess in seinem historischen Kontext verortet. Rainer Huhle, der die Einleitung verfasst hat, fügt dem hinzu, dass »Nürnberg« aber auch ein »Erinnerungsort der Rechtsgeschichte« (S. 12) sei – in diesem Sinne ist dann auch die Wiederveröffentlichung der vier Anklägerreden zu verstehen. In diesen Reden sei das, was »Nürnberg« so bedeutend mache, in konzentrierter Form enthalten, so Huhle. Darüber hinausgehend ist ein zentrales Anliegen des Buches aber auch – und dem ist nur zuzustimmen –, nicht nur Robert H. Jacksons Anteil am Nürnberger Prozess hervorzuheben, wie das häufig in »westlichen« Darstellungen des IMT-Verfahrens geschieht, sondern die Reden der britischen, französischen und sowjetischen Anklagevertretungen als ebenso bedeutsam für »Nürnberg's« Vermächtnis zu verstehen.

Nach einer kurzen Erläuterung, wieso von den amerikanischen, französischen und sowjetischen Anklagestäben die Eröffnungsreden kommentiert und publiziert wurden, vom britischen Anklagestab jedoch die Schlussrede (der Chefankläger Hartley Shawcross hatte

letzterer mehr Bedeutung beigemessen und in Absprache mit den drei anderen Anklägerschaften das zentrale Schlussplädoyer übernommen), folgt eine skizzenhafte Analyse der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der vier Anklagevertretungen auf (leider nur) zweieinhalb Seiten. Hier verschenkt sich der Sammelband den zentralen Mehrwert, den er für die Forschung durch eine ausführliche vergleichende Analyse hätte schaffen können. Die einzelnen Faktoren, die aufgezählt werden, bringen über eine abermalige Hervorhebung der unterschiedlichen Rechtstraditionen und Erfahrungen während des Krieges hinausgehend wenig Neues hervor. Doch die These, dass die US-amerikanische und die britische Anklagevertretung auf der einen Seite und die französische und sowjetische auf der anderen jeweils mehr miteinander gemeinsam hatten, müsste meines Erachtens nochmals neu betrachtet werden. So war beispielsweise das amerikanische Rechtskonstrukt der »Verschwörung« mehr im Sinne der Sowjets als der Briten.

Die vier Aufsätze, die den Anklägerreden einleitend vorweggestellt sind, gehen alle der Frage nach, wer die jeweiligen Reden überhaupt verfasst hat. Die Ergebnisse dieser Untersuchung möchte ich hier ausführlich vorstellen. Dass der Völkerrechtler Hersch Lauterpacht der Autor weiter Passagen des Schlussplädoyers von Hartley Shawcross war, war zwar schon seit längerem bekannt, Rainer Huhle zeigt dies erneut anschaulich und kontextualisierend auf. Dass verschiedene Kommissionen und Gremien hinter der sowjetischen Eröffnungsrede, vorgetragen von Chefankläger Roman Rudenko, standen und um welche Personen es sich dabei im Einzelnen handelte (u. a. Aron Trajnin), ist ebenfalls keine Neuigkeit, aber doch von der Historikerin Lilia Antipow erstmals für die deutsche LeserInnenschaft detailliert aufgearbeitet. Matthias Gemählich zeigt in seinem hervorragenden Aufsatz über die Eröffnungsrede von François de Menthon erstmalig, dass »an der Abfassung des Plädoyers nicht weniger als zehn Personen beteiligt« waren (S. 133) und Menthon am allerwenigsten beitrug. Gemählich gelingt damit eine Perspektivverschiebung, was die Kenntnisse über die französische Anklagevertretung und ihre Strategien angeht. Erstaunlicherweise bleibt der Chefankläger, der am stärksten für »Nürnberg« steht, Robert H. Jackson, am wenigstens dekonstruiert, was dessen Fähigkeiten als Verfasser der amerikanischen Eröffnungsrede betrifft.

Rainer Huhle und Otto Böhm können in ihrem Beitrag zwar zeigen, dass Jackson in der Rede Gedanken und Konzepte von Mitarbeitern der sogenannten Research & Analysis (R&A)-Abteilung des Office of Strategic Services (OSS) übernommen hat, doch ob die einzelnen Autoren der Berichte auch an der Eröffnungsrede mitwirkten, bleibt fraglich. Ins Spiel bringen sie neben Franz L. Neumann, von dem Jackson scheinbar die These des instrumentell ausgerichteten Antisemitismus der Nationalsozialisten übernommen hat, Otto Kirchheimer und Herbert Marcuse. Ob Neumann oder Kirchheimer Autor eines während der Londoner Konferenz abgefassten R&A-Berichts zum Anklagepunkt der »Verbrechen im Inland« (aus dem später der Tatbestand der »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« entwickelt wurde) war, können Huhle und Böhm nur mutmaßen. Die Einbeziehung dieses Dokuments in die Analyse

des Entwicklungsprozesses der »Crimes against humanity« ist gleichwohl äußerst interessant und sollte unbedingt weiterverfolgt werden. Marcuse war dagegen unzweifelhaft der Autor eines OSS-Berichtes mit dem Titel »Nazi Plans for Dominating Germany and Europe: The Nazi Master Plan«. Huhle und Böhm nehmen an, dass das von Jackson und der amerikanischen Anklagevertretung benutzte zentrale Konzept – der »Nazi Plan« –, der das Ziel der Weltherrschaft als frühzeitige »Verschwörung« und »gemeinsamen Plan« der Angeklagten (bzw. des NS-Regimes) meinte, ursprünglich von Marcuse stammte. Die Ähnlichkeiten der in den R&A-Berichten dargelegten Sichtweisen und Ansätze mit den amerikanischen Anklagestrategien sind zweifelsohne frappant, doch bedarf es weiterer Abklärungen, um eindeutig belegen zu können, dass Neumann, Kirchheimer und Marcuse einen derartig großen Anteil an »Nürnberg« hatten. Ob sie oder weitere Personen an der Abfassung von Jacksons Eröffnungsrede beteiligt waren, bleibt vorerst ungeklärt.

Alle vier Aufsätze leisten eine historische Einbettung der Plädoyers. Die Biographien der jeweiligen Chefankläger werden ausgeführt, die Anklagevertretungen der vier alliierten Mächte beschrieben, Strategien und Ziele der Verhandlungen der Nürnberg Charta auf der Londoner Konferenz werden dargelegt. Auch die Prozess- und Beweisführung des jeweiligen Alliierten sowie die völkerrechtlichen Herangehensweisen und Argumentationen zu den Anklagepunkten und weiteren rechtlichen Einzelaspekten finden eine überzeugende Darstellung. Die historische Verortung ist bei den vier Aufsätzen gut gelungen und zumeist auf dem Stand der Forschung. Wieso jedoch jeweils eine umfangreiche Inhaltsangabe und Interpretation der folgenden Originalplädoyers erfolgte, bleibt rätselhaft, denn beim Lesen wird das schnell ermüdend.

Die Eröffnungs- und Schlussreden von Jackson, Menthon, Rudenko und Shawcross sind demgegenüber gar nicht annotiert. Doch gerade hier hätte eine Kommentierung ihre erneute Veröffentlichung stärker rechtfertigen können. Die siebzig Jahre alten Gerichtsreden enthalten schließlich Angaben über Opferzahlen und Orte einzelner Verbrechen, die dem heutigen Forschungsstand angepasst werden müssen; auch zitierte Beweisdokumente oder der weitere Gang der Beweisführung hätten erläutert werden können etc. Hier kann nur gemutmaßt werden, dass das Konzept, die Form und das Zielpublikum des Bandes nicht gänzlich durchdacht waren.

Trotzdem kann das Resümee zum Buch nur positiv ausfallen. Die Aufsätze zeigen, dass etliche Aspekte zu den einzelnen Anklagevertretungen, aber auch zum Vergleich der vier Stäbe immer noch der Erforschung harren. Ich hoffe sehr, dass Matthias Gemählich weiter zum Thema forschen wird und dass die Arbeiten von Lilia Antipow (und Irina Schulmeister) bald publiziert werden. Der Sammelband vom Nürnberger Menschenrechtszentrum macht Lust, sich weiter mit dem Thema »Nürnberg« zu beschäftigen – und das ist eines der wichtigsten Ergebnisse, das eine historische Abhandlung haben kann.

Alexa Stiller
Bern

Im Zentrum der Vernichtung



Matthias Gafke

Heydrichs Ostmärker. Das österreichische Führungspersonal der Sicherheitspolizei und des SD 1939–1945

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2015, 331 S., € 59,95

Österreicher, so Franz Vranitzky 1993 in seiner Rede an der Hebräischen Universität Jerusalem, »gliederten sich in die Nazi-Maschinerie ein, einige stiegen in ihr auf und gehörten zu den brutalsten und scheußlichsten Übeltätern«. So banal die Ausführungen des damaligen österreichischen Bundeskanzlers heute klingen mögen, so bedeutsam waren sie Anfang der 1990er Jahre. Waren sie doch der unübersehbare Ausdruck einer sich seit Mitte der 1980er Jahre vollziehenden Zeitenwende in der Auseinandersetzung über die Jahre 1938–1945 in der Alpenrepublik. Allmählich wich die Mär von Österreich als dem ersten Opfer des Hitler-Regimes einer differenzierten Debatte über die Beteiligung der eigenen Landsleute an den NS-Verbrechen. Wissenschaftlich schenkte man dieser Tätergruppe jedoch auch in den folgenden Jahren wenig Aufmerksamkeit. Allein Ernst Kaltenbrunner, Otto Skozerny, Odilo Globocnik und Hermann Höfle dürften einer breiteren Öffentlichkeit bekannt sein. Wem aber sagen schon die Namen Josef Witiska oder Humbert Achamer-Pifrader etwas? Witiska war als Chef der Einsatzgruppe H der Henker von 14.000 slowakischen Juden, Achamer-Pifrader maßgeblich an der Deportation der hessischen Juden beteiligt. Beide wirkten somit an zentralen Stellen des NS-Vernichtungsapparats und sie waren nicht die Einzigen aus der Heimat des Führers.

Matthias Gafke widmet sich in seiner gruppenbiografisch angelegten Untersuchung erstmals auf breiter Quellenbasis dieser spezifischen Tätergruppe innerhalb der Sicherheitspolizei und des SD. Seine Arbeit fördert für die Täter aus der »Ostmark« in der Tat Erstaunliches zu Tage. Ins Auge fällt zunächst, dass nahezu alle seiner 51 untersuchten Protagonisten, sechs von ihnen untersucht er ausführlich, bereits lange vor dem Anschluss gefestigte Nationalsozialisten waren. Es eint sie ferner, dass die Universität für ihre ideologische und organisatorische Einbindung in das völkische Milieu der 1930er Jahre den entscheidenden Ort darstellte. Dies weist auf das hervorstechendste Merkmal der »Ostmärker« hin, zeichnete sich die von Gafke untersuchte Gruppe doch durch einen außergewöhnlich hohen Akademisierungsgrad aus. So beendeten 45 Personen ein Studium, 39 gar mit der Promotion, womit sie auch

formal das Rüstzeug für eine rasche Karriere in den Institutionen des Nationalsozialismus mitbrachten. Gafke zeichnet in seiner Arbeit in vielen Episoden das Bild einer fanatischen Funktionseleite, die sich bis zum Ende durch ihr unerbittliches Handeln auszeichnet. Ob sie tatsächlich brutaler und skrupelloser als Täter aus dem »Altreich« agierten, wie Gafke behauptet, wäre allerdings erst in einer vergleichenden Studie zu ermitteln. Dennoch weist er auf einen wichtigen Aspekt hin, der die besondere Treue der untersuchten Personen zum NS erklären könnte, verband sie fast ausnahmslos eine vor 1938 gemachte Repressionserfahrung, die dazu beitrug, »[...] dass sie so unerbittlich mit den [...] Gegnern abrechneten und bis zum Schluss so gläubige Nationalsozialisten blieben. Hatte sich ihre Standhaftigkeit doch schon einmal bezahlt gemacht.«

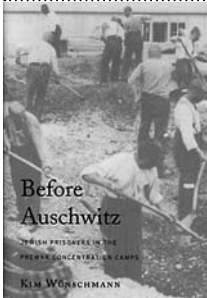
Kaum überraschend hatten die Täter im Nachkriegsösterreich wenig zu befürchten. Verließ die juristische Aufarbeitung der Bundesrepublik schon schleppend, so unterboten die österreichischen Behörden die westdeutsche Entnazifizierung nochmals. Zwar sind die Zahlen der Verfahren vor den sogenannten Volksgerichten beeindruckend, aber der Autor weist zu Recht darauf hin, dass davon nicht auf die Qualität der Urteile geschlossen werden kann. Die meisten Urteile bezogen sich schließlich auf formale Delikte und nicht auf die begangenen Verbrechen gegen die Menschheit. Die Täter aus der von Gafke untersuchten Gruppe kamen, wenn sie sich überhaupt für ihre Taten vor Gericht verantworten mussten, mit geringen Haftstrafen davon und konnten sich nach der Verbüßung rasch wieder eine Existenz aufbauen.

Die Studie von Gafke ist zweifellos ein wichtiger Beitrag zur Täterforschung, obwohl es sinnvoll gewesen wäre, die theoretischen und methodischen Überlegungen ausführlicher zu erläutern. Insbesondere die Frage, wer der Gruppe der »Ostmärker« zugeschlagen wird, ist nicht in allen Fällen einleuchtend. Abgerundet wird die Studie von Kurzbiographien der Personen seines Samples.

Negativ anzumerken ist die Diktion, der sich der Autor zuweilen bedient. Was vermutlich als sprachliche Auflockerung gedacht war, ist nicht nur einer wissenschaftlichen Arbeit unangemessen, sondern wird gerade dieser Thematik nicht gerecht. So kommentiert er etwa den Mord an tausenden Juden mit den Worten, dass die Deutschen und ihre ukrainischen Hilfstruppen »schlimm gehaust« hätten, bezeichnet Massenmörder als »Vollprofis« im Erschießen oder spricht an anderer Stelle bei besonders fanatischen Nationalsozialisten von »Oberradikalinskis«. Für eine Neuauflage ist ein Lektorat in dieser Hinsicht nicht nur wünschenswert, sondern unerlässlich, trüben diese gebrauchten Formulierungen und Begrifflichkeiten diese insgesamt aufschlussreiche Studie.

Remko Leemhuis
Berlin

Judenverfolgung vor 1939



Kim Wünschmann

Before Auschwitz. Jewish Prisoners in the Prewar Concentration Camps

Cambridge/Mass., London: Harvard University Press, 2015, 367 S., € 40,95

In dem berühmten Fernsehinterview mit Günter Gaus im Jahr 1964 antwortete Hannah Arendt auf die Frage, durch welches Ereignis in den 1930er Jahren sie sich besonders zum politischen Handeln gezwungen gesehen habe, mit folgender Erklärung: »Ich könnte den 27. Februar 1933, den Reichstagsbrand, und die darauf in derselben Nacht erfolgten illegalen Verhaftungen nennen. Die sogenannten Schutzhaften. Sie wissen, die Leute kamen in Gestapo-Keller oder in Konzentrationslager. Was dann losging, war ungeheuerlich und ist heute oft von den späteren Dingen überblendet worden.«¹ Diesen *ungeheuerlichen* Vorgängen widmet sich mehr als fünfzig Jahre nach Arendts Bemerkung nun Kim Wünschmann mit ihrer glänzenden Studie *Before Auschwitz. Jewish Prisoners in the Prewar Concentration Camps* erstmals systematisch. Auf Grundlage eines beeindruckenden Korpus von Originalmaterial rekonstruiert sie damit wesentliche Anteile der Verfolgungsgeschichte der Juden im nationalsozialistischen Deutschland vor 1939.

Im Unterschied zu der von Arendt attestierten, noch heute diskursbestimmenden Überblendung der jüdischen Vorkriegserfahrung durch die späteren Vertreibungs- und Vernichtungsprozesse fokussiert Wünschmann aus nichtteleologischer Perspektive die mittels Konzentrationslagerhaft gewaltvoll vollzogene Exklusion der deutschen Juden aus der deutschen Gesellschaft. Sie deutet die zahlreichen Internierungen in reichsweit eingerichteten Lagern somit nicht als »Vorgeschichte zum Holocaust«, sondern als eigenständige Phase ideologischer Festigung und Etablierung des totalitären Machtapparats. Zwar zeigt die Studie auch Zusammenhänge zwischen der Konsolidierung des Nationalsozialismus und der Dynamik des Vernichtungsprozesses zu Kriegszeiten auf. Wünschmann kann aber überzeugend verdeutlichen, dass die Zeitgenossen trotz der stufenweisen Herausbildung einer »diversifizierten Topographie des frühen Terrors« (S. 68) in dieser Zeit nicht zu ahnen vermochten,

welche Konsequenzen aus dem Lagersystem später noch hervorgehen sollten: »In the 1930s, the Holocaust was unthinkable« (S. 4).

Mit Hilfe einer integrierten Geschichtsschreibung, die insbesondere auf Egodokumente, Berichte, Briefe und spätere Zeugenaussagen der inhaftierten Juden, aber auch auf Täterdokumente gestützt argumentiert, zeichnet Wünschmann die Entwicklung von den frühesten Schutzhaftnahmen 1933 bis zu umfassenden Internierungen im Schlüsseljahr 1938 nach.

Der Raum der Vorkriegskonzentrationslager konturiert sich dabei als prägnantes Probiefeld nationalsozialistischer Gewaltmaßnahmen, Mittel der schrittweisen Entrechtung und Ausstoßung der Juden aus dem deutschen Gesellschaftsgefüge und Zurichtungsapparat, der darauf zielte, aus der heterogenen Gruppe der deutschen Juden eine der antisemitischen Imaginations- und Projektionswelt entsprechende werden zu lassen.

Das Buch ist in sechs Kapiteln in chronologischer Folge strukturiert und beginnt entsprechend mit der Aufbauphase des Konzentrationslagersystems von 1933 bis 1934. Diese war von willkürlichen und extrem gewaltsamen Übergriffen auf Juden und der notorischen Schutzhaft geprägt, die in einem scheinbar legalen Rahmen, aber ohne durchschaubare rechtliche Grundlage exekutiert wurde. Vorrangig politisch aktive, dem Regime gegenüber kritische deutsche Juden fielen diesen ersten Inhaftierungen zum Opfer. Prominente Persönlichkeiten, wie etwa Werner Scholem, Werner Hirsch, Erich Mühsam oder Hans Litten, waren von diesen Maßnahmen betroffen. Die ersten Verhaftungen fanden in aller Öffentlichkeit und durchaus unter Mithilfe der Bevölkerung statt (S. 51).

Anhand der Beispiele von Dachau (Bayern), Osthofen (Hessen), Oranienburg, Breitenau und den Emsland-Lagern (alle in Preußen) beschreibt Wünschmann danach die verschiedenen Lagerformen und ihre internen Strukturen, wobei sie eine umfassende empirische Grundlage zur sozialen Zusammensetzung und den demographischen Merkmalen der Lagerinsassen erarbeitet. So wird deutlich, dass die etwa 40.000 jüdischen Häftlinge in den frühen Konzentrationslagern zunehmend separiert und gesondert behandelt wurden. Schikane und Gewalt richteten sich speziell gegen die religiösen Inhaftierten. Sie manifestierten sich aber auch in gezielten Angriffen auf Ausdrucksformen von Männlichkeit besonders der politischen Häftlinge, die zumeist dem Bild »antisemitischer Karikaturen des ›Juden‹« widersprachen (S. 97). Auch die spezifischen Bedingungen von Verhaftung und Lagerexistenz jüdischer Frauen finden in Wünschmanns Buch umfassende Beachtung. Politische Opposition und sogenannte »Rassenschande« bildeten insbesondere nach der Erlassung der Nürnberger Gesetze 1935 den wesentlichen Hintergrund ihrer Internierung. Sie wurden in Frauenbaracken untergebracht, mussten häufig Zwangsarbeit leisten und waren Misshandlungen ausgesetzt, die selbst bei relativ kurzen Inhaftierungszeiten zu schweren psychischen und physischen Schäden führten (S. 121).

¹ Hannah Arendt im Fernsehgespräch mit Günter Gaus (Oktober 1964), in: Hannah Arendt, *Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk*, hrsg. von Ursula Ludz, München, Zürich 2006, 2. Aufl., S. 46–72, hier S. 50.

Insgesamt kamen viele der jüdischen Häftlinge nach unbestimmter Haftzeit wieder frei – zumeist allerdings mit der Auflage, Deutschland zu verlassen. Dadurch entwickelten sich die Konzentrationslager zu einem wesentlichen Druckmittel für die erzwungene Auswanderung. Während der zweiten Phase von 1935 bis 1938, in der sich die nationalsozialistischen Lager unter der Verantwortung Heinrich Himmlers zunehmend professionalisierten und institutionalisierten, zeigten sich die Haftbedingungen und -gründe aus Sicht der jüdischen Häftlinge als immer unvorhersehbarer, gewaltvoller und arbiträrer. Das Jahr 1938 schließlich stellt Wünschmann als negativen Höhepunkt der Vorkriegsinhaftierungen von Juden heraus: Insbesondere der Anschluss Österreichs führte zu einer Verhaftungswelle ungekannten Ausmaßes und zu kumulierenden Gewaltexzessen gegenüber den inhaftierten Juden. Rassistische Kategorien zementieren sich als Grundlage für Inhaftierungen, und gerade in Wien wurden die öffentlichen Verhaftungen mit einer Brutalität vollzogen, die Modellcharakter haben sollte. Ein ähnliches Vorgehen zeigt sich im selben Jahr dann in Folge der Novemberpogrome, denen die Juden im gesamten Reichsgebiet ausgesetzt waren.

Soziale und ökonomische Exklusion verbunden mit der illegalen Aneignung des jüdischen Eigentums sowie die forcierte Emigration werden als die gewichtigsten Motive der Inhaftierung von Juden in deutschen Vorkriegskonzentrationslagern erkennbar. Die öffentliche Konstruktion der deutschen Volksgemeinschaft meinte die brutale Zurückweisung der Zugehörigkeit von deutschen und österreichischen Juden, wofür die Lagerhaft zum willkommenen Ausdrucksmittel wurde.

Wünschmanns Studie beschreibt in dichter und überzeugender Form, wie ein jüdisches Feindbild innerhalb der deutschen Gesellschaft zementiert und durch die Lagerhaft in koordinierter Gewaltausübung manifestiert wurde. Obwohl die meisten inhaftierten Juden die ersten Internierungen überlebten und häufig aus dem deutschen Machtbereich fliehen konnten, zeigt die Studie eindrucksvoll, wie der »außerjuristische« Raum (S. 232) dieses frühen Lageruniversums Grundlagen für die breite gesellschaftliche Akzeptanz der systematischen Ausgrenzung schuf. Sie bereitete der Ausübung brachialer Gewalt von »Deutschen gegen Deutsche« und schließlich gegen alle europäischen Juden den Weg.

Elisabeth Gallas
Leipzig

Aufstand des Sonderkommandos in Birkenau



Gideon Greif, Itamar Levin

Aufstand in Auschwitz.

Die Revolte des jüdischen »Sonderkommandos« am 7. Oktober 1944

Aus dem Hebräischen von Beatrice Greif.
Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2015,
389 S., € 24,99

Das Buch setzt Gideon Greifs Anthologie *Wir weinten tränenlos...* (1995) fort, für die nach Israel gelangte Überlebende des »Sonderkommandos« ihre Erinnerungen offenbarten. Die »Arbeit« des Sonderkommandos war es hauptsächlich gewesen, die mit Zyklon B ermordeten Opfer aus den Gaskammern zu den Krematorien zu bringen und in den Öfen zu verbrennen. Seine und Itamar Levins neue Studie erweitert die Erkenntnisse der ersten Publikation durch die Einbeziehung der von Häftlingen des Sonderkommandos versteckten Handschriften, seit der Befreiung aufgezeichneten Berichten, heute zum Teil nur schwer zugänglichen frühen Veröffentlichungen und weiteren Befragungen Überlebender.

Aufschlussreich ist vor allem die auf der Zusammenschau dieser Zeugnisse beruhende Rekonstruktion der Bemühungen, zunächst eine Flucht aus Birkenau anzubahnen und 1944 immer stärker einen Aufstand vorzubereiten, der eine Massenflucht ermöglichen sollte und in dessen Verlauf die Gaskammern und die Anlagen zur Verbrennung der Leichen zerstört werden sollten. Angesichts der wenigen Überlebenden und der auch von den Verfassern betonten Widersprüche in deren Berichten (S. 12) ist es eine fast unlösbare Aufgabe, diesen Plan zu rekonstruieren. Gerade die zentralen Kapitel über die Aufstandsvorbereitungen im Sommer und Herbst 1944, die Beschaffung von Sprengstoff und die Geschehnisse Anfang Oktober 1944 (S. 179–275) sind jedoch überzeugend, zumal die Verfasser Differenzen und ungeklärte Fragen offenlegen.

Präzisierungen erfordern jedoch die Ausführungen zur Geschichte des Lagers und über die konspirativen Gruppen, also die Bedingungen, unter denen die Häftlinge im Sonderkommando ihren Widerstand entwickelten. Nichts deutet darauf hin, dass unter den Ende Juli 1941 in Pirna-Sonnenstein vergasteten Auschwitz-Häftlingen auch Juden waren (S. 18). Der für den 15.2.1942 genannte Transport aus Beuthen (S. 22 f.) beruht auf einer seit den fünfziger Jahren tradierten irrtümlichen Annahme.¹ Juden aus dem Warschauer Getto

¹ Alfred Gottwaldt, Diana Schulle, *Die »Judendeportationen« aus dem Deutschen Reich 1941–1945. Eine kommentierte Chronologie*, Wiesbaden 2005, S. 393.

wurden im Frühjahr 1943 nicht nach Auschwitz deportiert (S. 41, 115), sondern nach Majdanek und in Arbeitslager in der Region Lublin. Adolf Eichmanns Judenreferat im Reichssicherheitshauptamt war keine »Abteilung für jüdische Angelegenheiten« (S. 18). Nicht Hubert Busch (S. 9, 28, 210, 221, 228), sondern Hermann Buch war im Oktober 1944 Kommandoführer bei den Krematorien; Peter Voss war nie Lagerkommandant (S. 28); Walter Quakernack war nicht Leiter der Politischen Abteilung (S. 22).² Der jüdische »Bund«, einer der Träger des jüdischen Widerstands im besetzten Polen, forderte nicht die Integration der Juden (S. 343), sondern ihre kulturelle Autonomie (gerade in diesem Zusammenhang sollte daran erinnert werden, dass eine der Folgen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik die Zerstörung dieser Konzeption jüdischer Politik in Osteuropa war, denn ihre soziale Basis war 1945 weitgehend vernichtet). Am Anfang der Untergrundbewegung in Auschwitz standen nicht »vor allem Kommunisten und Sozialdemokraten aus Österreich und Deutschland« (S. 76), sondern bereits im Sommer 1940 polnische Häftlinge. Es gab keinen »Geheimsender mitten im Lager [...] im berühmten Block 11« (S. 84); von der Kampfgruppe Auschwitz (KGA) aus dem Lager gebrachte Informationen wurden durch Funkgeräte des polnischen Untergrunds nach Großbritannien übermittelt. Nicht »im Frühjahr 1944« (S. 4) fotografierten Häftlinge des Sonderkommandos die Verbrennung der Leichen bei einer der Gaskammern, sondern wahrscheinlich Ende August, Anfang September 1944.

Schwerwiegender für die in der Studie erörterten Fragen sind Missverständnisse, die den Lagerwiderstand betreffen. Anders als die Verfasser darstellen, können der Lagerwiderstand und vor allem die polnischen Angehörigen der KGA nicht mit der Armia Krajowa (AK) gleichgesetzt werden. Dass die KGA selbst Schwierigkeiten mit dem AK-Kommando in der Region Auschwitz hatte, zeigt schlaglichtartig ein erst später bekannt gewordenes Dokument: Als Mitte Oktober 1944 Józef Cyrankiewicz, der Leiter der KGA, zum Kommandanten der AK-Abteilungen im Lager ernannt werden sollte, strich der zuständige AK-Offizier die Ernennung durch.³ Nicht die AK nahm mit der KGA Kontakt auf (S. 79 f.), sondern die KGA bemühte sich Mitte 1944, gerade als ein Aufstand in greifbare Nähe zu rücken schien, um Kooperation und Unterstützung durch die AK in der Region Auschwitz. Der Lagerwiderstand wurde nicht in den Plan »Burza« eingeweiht (S. 151); die Zuspitzung der AK-Planungen auf bewaffnete Aktionen im Zuge des Vorrückens der Roten Armee

verlagerte faktisch den Schwerpunkt der beabsichtigten Einsätze in andere Regionen Polens.

Ein Beauftragter der AK-Führung, der die Lage in der Region Auschwitz erkunden sollte (nicht ein Verbindungsmann zwischen Auschwitz und Krakau; S. 157), wurde tatsächlich unweit des Lagers mit konspirativen Dokumenten über Planungen eines Aufstands im Lager festgenommen und in das Stammlager Auschwitz gebracht, jedoch nicht im Juni, sondern am 28./29.9.1944, also eine Woche vor dem Aufstand im Sonderkommando. Von diesem AK-Offizier Stefan Jasiński (Pseudonym »Urban«), der wie die vier jüdischen Frauen aus dem Union-Werk kurz vor der Befreiung des Lagers ermordet wurde, erfuhr die Leitung der KGA, dass von der AK keine Unterstützung erwartet werden konnte.

Die Vorbereitungen für einen Aufstand im Juni, Juli und August 1944 (S. 121–177) werden gerade dann nachvollziehbar, wenn sie nicht auf bestimmte Daten bezogen werden, sondern auf den Zeitraum Sommer 1944 und die für die KGA grundlegende Voraussetzung, dass ein Aufstand des ganzen Lagers allein bei einer damals erwarteten Frontannäherung aussichtsreich war. Hier sei daran erinnert, dass Eugen Kogon für die erheblich günstigere Situation in Buchenwald kurz vor Kriegsende berichtet: »[...] wir setzen uns erst dann zur Wehr, wenn es ernst wird.«⁴ Anders als die Verfasser betonen (S. 180), zeigt die Darstellung der Geschehnisse bei den Krematorien 4 und 5, dass der Aufstand letztlich nicht auf den früheren Planungen und Vorbereitungen aufbauen konnte (S. 227 f.); der Beginn und der Ablauf waren situationsbedingt. Die ursprüngliche Konzeption erforderte Unterstützung von außerhalb des Lagers und nach der Flucht aus dem Lager Aufnahmemöglichkeiten – beides war nicht gegeben.

Die Geschehnisse nach dem Aufstand, die Verhöre durch die Lagergestapo und vor allem das Schicksal der jungen Frauen, die für ihre Mithäftlinge im Sonderkommando den Sprengstoff aus dem Union-Werk beschafften, sind bisher noch nicht so detailliert dargestellt worden (S. 277–300). In das Buch wurden auch Fragmente eines Interviews mit dem früheren Sonderkommando-Häftling Jakov Silberberg aufgenommen (S. 47 f., 50 f.), das in der deutschsprachigen Ausgabe von *Wir weinten tränenlos...* nicht abgedruckt wurde.

Jochen August
Berlin/Oświęcim

2 Ernst Klee, *Auschwitz. Täter, Gehilfen, Opfer und was aus ihnen wurde*, Frankfurt am Main 2013, S. 69, 75, 326, 419.

3 Siehe die Reproduktion in: Waclaw Długoborski, Franciszek Piper (Hrsg.), *Auschwitz 1940–1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz*, aus dem Polnischen von Jochen August, Oświęcim: Verlag des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau, 1999, Bd. IV, S. 162.

4 Eugen Kogon, *Der SS-Staat*, Frankfurt am Main 1946, S. 278.

Geopolitische Versuchungen der Bevölkerungswissenschaft



Alexander Pinwinkler

*Historische Bevölkerungsforschungen.
Deutschland und Österreich im
20. Jahrhundert*

Göttingen: Wallstein Verlag, 2014,
537 S., € 46,–

Der 2008 verstorbene Kulturwissenschaftler Heinz D. Kittsteiner hat 2002 einmal beiläufig, in einem Essay zur Entwicklung der deutschen Gedenkkultur, von folgendem Antiquariatsfund berichtet: Er stieß auf einen unscheinbar anmutenden Schulatlas aus dem Jahre 1933, der es jedoch in sich hatte, da er »die beliebten geostrategischen Pfeile und Schraffuren«, die man auch aus heutige Lehrmitteln kennt, auf mehreren Karten strikt antisemitisch einsetzte: »Ein Schaubild vergleicht die Anzahl der jüdischen Geschäfte in der Leipziger Innenstadt im Jahre 1890 und im Jahre 1930«, so Kittsteiner, »und was soll man sagen? Die Zahl ist angewachsen! In Ostpolen und der Ukraine, vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer – wieder ein Schaubild – gibt es ganz und gar einen ›Judengraben‹, aus dem [...] weitere Juden auftauchen werden, wahrscheinlich um die Leipziger Innenstadt noch mehr zu ›verjuden‹. Und hintendrin in dem Atlas liegen noch die Zeugnisse eines Schülers, der diesen Unsinn brav gelernt hat.«¹

Die Ideologie- und Wissenschaftsgeschichte dieser suggestiven »geostrategischen Pfeile und Schraffuren«, deren Indienstnahme für den Antisemitismus im Schulunterricht der 1930er Jahre Kittsteiner hier anprangerte, hat der österreichische Historiker Alexander Pinwinkler nun in einer grundlegenden Studie zur deutschsprachigen Bevölkerungsforschung im 20. Jahrhundert zum Thema gemacht. Es handelt sich bei dieser Arbeit fast um ein Handbuch zum Gegenstand, jedoch nicht um das einer Disziplin, sondern das einer Praxis, da der Autor nicht die fachgeschichtliche Dogmatik allein nachzeichnet und sich zudem zum Glück gar nicht erst für einen einzelnen Aspekt des Themas entschieden hat, sondern dem Leser alles zugleich anbietet: systematische Teile, begriffliche Reflexion, Gelehrtenporträts sowie Werkanalysen,

deren politische Ambitionen und ihre historische Kontextualisierung sowie die Entradikalisierung des Ansatzes nach 1945. Der enzyklopädische Anspruch des Werks dokumentiert sich auch über ein beigegebenes Namenslexikon, das von dem angesehenen Agrarhistoriker und -soziologen Wilhelm Abel (Autor eines nach 1945 mehrfach aufgelegten Standardwerks über die Geschichte der deutschen Landwirtschaft) über Elisabeth Pfeil (Stadtsoziologin, ab 1937 NSDAP-Mitglied, schrieb in einer Schrift zum Verhältnis von Raum und Bevölkerung, dass es ursprünglich ein »Gleichgewicht zwischen Rasse und Raum, die reine Rasse des Raums« gegeben habe) bis hin zum Kärntner Archivar Martin Wutte (er unterstützte mit seinen Arbeiten vor allem die nationalsozialistische Volkstumspolitik gegen Slowenien) die Akteure des Themas in werkbiographischen Miniaturen aufführt (S. 416–463). Der Leser erhält im Buch Informationen über viele ihm zuvor unbekannte Gelehrte – etwa über Hermann Wopfner, der die Volkskunde Tirols zu seinem Thema machte, oder über Harold Steinacker, Anhänger des »Anschlusses« von Österreich an Deutschland und zwischen 1938–1942 Rektor der Universität Innsbruck. Bei Pinwinkler wird darüber hinaus auch ein neuer Blick auf die bekannten Wissenschaftler wie Hermann Aubin, Werner Conze, Theodor Schieder oder Gunther Ipsen möglich. Der Ansatz, den sein Buch wählt, stellt sie in ihrem Wissenschaftsmilieu vor, das dem eigenen Selbstverständnis entsprach, weil sie ihre Ansätze oft vor 1933 ausbildeten und nach 1945 dann in entschärfter Form als Sozial- oder Strukturgeschichte beibehalten konnten. Die seit den 1920er Jahren geradezu boomende Volksgeschichtsschreibung und Bevölkerungsforschung wurde, so machen die Ergebnisse des Buchs insgesamt deutlich, im »Dritten Reich« beides zugleich: ein Gewaltinstrument für die politisch ausgreifenden ideologischen Ambitionen des *social engineering*; sie stellte sich dabei aber zugleich oft als sachlich-nüchterne Zahlen- und Sozialwissenschaft dar, die ihre Daten wie Mathematik zu erheben schien.

Das Buch hat drei Teile mit insgesamt neunzehn Kapiteln. Im ersten Teil breitet Pinwinkler seine begrifflichen und methodischen Grundlagen aus. Auf diesen 130 Seiten diskutiert er die Terminologie seiner Quellen (»Umvolkung«, »Volkskörper«) und seinen eigenen Zugriff auf die kartographischen Inszenierungen sozialer und völkischer Differenz, von »eigen« und »fremd«. Hier umreißt der Verfasser auch das intellektuelle wie förmliche Andienen an die Politik, der man nicht allein die eigene wissenschaftliche Expertise zur Verfügung stellte, sondern die man aktivistisch regelrecht in Bewegung zu setzen suchte. Der zweite Teil bietet eine ins 19. Jahrhundert zurückgreifende Entwicklung des Themenbereichs seit Karl Büchers »große Massenbewegungen« und Karl Julius Belochs »Bevölkerungsstatistik«, deren Einfluss viele Jahrzehnte anhielt. Hier werden auch die Vertreter der »Leipziger Schule« der 1920er Jahre vorgestellt, Rudolf Köttschkes noch harmlos als »Landesgeschichte« firmierende kulturmorphologische Bestimmung deutscher

¹ Heinz D. Kittsteiner, »Gedächtniskultur« und Geschichtsschreibung«, in: Volkhard Knigge, Norbert Frei (Hrsg.), *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord*, München 2002, S. 306–326, hier S. 322.

Heimat, die dann durch Adolf Helboks »Blut- und Siedlungsräume«, Friedrich von Klockes »Volksordnungsgeschichte« und durch die »Kulturraumforschung« von Hermann Aubin und Erich Keyser radikalisiert wurde. Vor allem Letzterer war, zusammen mit Max Hildebert Boehm (sein Buch *Das eigenständige Volk. Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften* ist das bekannteste Dokument der Hinwendung zu einer deterministischen Volksgeschichte), für die Ausbildung eines antisemitischen Bevölkerungs-Paradigmas verantwortlich. Keyser wollte »Rassenforschung und Geschichtswissenschaft« – so ein Aufsatztitel von 1934 – verbinden; er legte 1938 mit der groß angelegten *Bevölkerungsgeschichte Deutschlands* auch ein Beispiel für die neue rassenkundliche Geschichtsforschung vor, die in ihren Neuauflagen 1941 und 1943 ihre Ausfälle gegen Juden noch verstärkte. In der jungen Bundesrepublik machte Keyser dann als Mitbegründer des Herder-Forschungsrats und als Direktor des Herder-Instituts in Marburg eine zweite Karriere.

Dieser zentrale Teil von Pinwinklers Buch berichtet nicht einfach nur aus dem akademischen Elfenbeinturm; hier besticht die methodische Klarheit, mit der unterschiedliche Ebenen des Themas miteinander verknüpft, Wissenschaftstraditionen und -stile sowie generationelle Prägungen bzw. akademische Schulbildungen dargestellt werden. Am Ende des Buches wartet mit Teil III noch ein Buch im Buch auf den Leser, in dem Pinwinkler die Netzwerke der beteiligten Wissenschaftler, die Institutionalisierungen des gesamten Faches und seine Internationalisierung vor 1933 und nach 1945 analysiert. Hier macht die Darstellung durch einen genauen Blick auf die internationalen Historikertage 1928 in Oslo, 1933 in Warschau und 1938 in Zürich (und auf diejenigen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Paris, Rom, Stockholm Wien und Moskau stattfanden) deutlich, dass die Bevölkerungswissenschaft vor und nach dem Nationalsozialismus und auch jenseits von Deutschland zu einer Sprache fand, die dem Denken in mechanistischen Kategorien Vorschub leistete.

Pinwinklers Buch ist ein großer Wurf. Man sieht dies auch daran, dass er liberale Vertreter der historischen Bevölkerungsstatistik präzise in die Diskurse der Zeit einfügt, etwa den 1933 aufgrund seiner »nichtarischen Abstammung« entlassenen Nationalökonom, Statistiker und Wohlstandstheoretiker Paul Mombert, ein Schüler des Münchner Nationalökonomens Lujo Brentanos, der 1938 nach dem Novemberpogrom von den Nazis verhaftet wurde und noch im selben Jahr an den Folgen seiner Krebserkrankung in Stuttgart verstarb. Mombert reflektierte in den 1920er Jahren Denkmodelle wie »Über-« und »Unterbevölkerung« und lehnte völkische Schlussfolgerungen des Themas ab. Auch die jüdischen Migrationsforscher Alexander und Eugen Kulischer, die aus Deutschland vertrieben wurden, finden in dem Buch eine gerechte Würdigung. Sie waren durch die Diskurse der Zeit geprägt, gingen aber nicht in ihnen auf; trotz mancher Themenstellung und Scheinnähe wird deutlich, dass

ihre Arbeiten der »geopolitischen Versuchung«² bei der Deutung des Verhältnisses von Geschichte und Raum zwar ausgesetzt waren, ihr aber nicht anheimfielen.

Für den Leser von Pinwinklers Darstellung ist zuletzt weniger überraschend, dass anhand der Geschichte der Bevölkerungs- und Raumwissenschaft demonstriert werden kann, wie stark im 20. Jahrhundert mehrere Wissenschaftlergenerationen in und außerhalb Deutschlands in Kategorien von Volkszugehörigkeit und Abstammung dachten und kollektive Entitäten in der Regel wie eine unveränderliche Gegebenheit darstellten; überraschend ist die vom Autor immer wieder betonte Tatsache, wie vielseitig und vielgestaltig die Ergebnisse von Statistik, Stadtsoziologie, Familienforschung und Demographie dabei sein konnten. So erweist sich der Titel seiner Studie, die kein Fach im Singular, sondern die heterodoxe Vielzahl von Praktiken im Plural ausweist, als eine kluge Entscheidung des Verfassers.

Nicolas Berg
Frankfurt am Main/Leipzig

2 Peter Schöttler, »Geopolitische Versuchungen bei der Interpretation der Beziehung zwischen Raum und Geschichte. Eine kritische Bilanz der Konzeptionen und Theorien seit Friedrich Ratzel«, in: Dietrich Denecke, Klaus Fehn (Hrsg.), *Geographie in der Geschichte*, Wiesbaden 1989, S. 73–88.

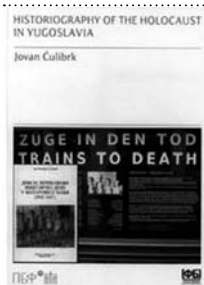
Fritz Bauer Institut
Geschichte und Wirkung des Holocaust

Fritz Bauer Institut

1.900 likes

Folgen auch Sie uns auf Facebook!
Aktuelle Informationen aus dem Fritz Bauer Institut, Nachrichten und Berichte aus Kultur und Wissenschaft:
www.facebook.com/fritz.bauer.institut

Holocaust in Jugoslawien?



Jovan Ćulibrk

Historiography of the Holocaust in Yugoslavia

Belgrad: University of Belgrade, 2014,
217 S., ca. € 12,-

Der Autor Jovan Ćulibrk ist kein typischer Holocaustforscher, sondern serbisch-orthodoxer Bischof der Eparchie von Slawonien mit einem durchaus unorthodoxen Lebenslauf. Er studierte Literatur in Banja Luka und Zagreb, bewegte sich schriftstellerisch im Umfeld des bekannten Künstlerkollektivs NSK. Während der jugoslawischen Zerfallskriege diente er auf serbischer Seite als Fallschirmspringer. Seither absolvierte er einen bemerkenswerten Aufstieg in der Hierarchie der serbisch-orthodoxen Kirche, unter anderem als ihr Vertreter in Jerusalem. In diesem Kontext entstand auch dieses Buch, denn Ćulibrk nutzte die Zeit in Jerusalem auch für ein Studium der Holocaust Studies an der Hebrew University bei David Bankier. Zudem war er kirchlicher Koordinator für Jasenovac, dem geschichtspolitisch umstrittensten Erinnerungsort Jugoslawiens. Was ein so hoher Repräsentant der Serbisch-Orthodoxen Kirche, ein popkulturell gebildeter Autor und ein Kenner des Holocaust zur Historiographie des Massenmordes auf jugoslawischem Boden zu sagen hat, macht neugierig.

Dem Autor gelingt es in der Einleitung, die komplexe, einzigartige und par excellence transnationale Geschichte des Holocaust in Jugoslawien anspruchsvoll darzustellen. In Serbien ermordete die Wehrmacht die meisten Juden, mit Hilfe des SS-Reichssicherheitshauptamts und serbischer Polizei; in Kroatien organisierte die Ustascha einen eigenen Völkermord an den Juden, auf dessen Vollkommenheit sich die Deutschen aber nicht verließen und deshalb Juden nach Auschwitz deportierten; in Makedonien und in der Vojvodina trugen die bulgarischen und ungarischen Besatzungsmächte auf jeweils eigene Art dazu bei, dass die deutsche »Endlösung der Judenfrage« europäischen Charakter erhielt. Italien schließlich war eine höchst ambivalente Besatzungsmacht, die punktuell dem deutschen Massenmord zuarbeitete, diesen aber vor allem obstruierte. Dazu kamen die mannigfaltigen jüdischen Aktivitäten, wie transnationale humanitäre Hilfe und Widerstand einschließlich jüdischer Partisanengruppen. Um kaum eines dieser kursorisch genannten Themen gab es in den vergangenen Jahrzehnten keine Forschungskontroversen – genannt seien nur die Debatten, ob nun die Italiener oder die Bulgaren als Täter oder als Retter zu betrachten sind; zu nennen sind zudem die Auseinandersetzungen um die Rolle der kroatischen katholischen

Kirche oder die verletzend geführte Debatte um die Opferzahlen der Ustascha in Jasenovac. Zudem ist der Massenmord an den Juden verzahnt mit den anderen in der Region verübten Gewalttaten, also vor allem mit dem Völkermord der Ustascha an Serben und Roma.

Das Thema ist an Komplexität kaum zu überbieten. Ćulibrk gliedert es chronologisch in sechs Teile – eine Ordnung, an die er sich nicht immer hält, was dem Buch einen wenig stringenten Charakter verleiht. Der Autor diskutiert eindrücklich den in den 1980er Jahren einsetzenden Spaltungsprozess der jugoslawischen Historiographie, der auf kroatischer Seite durch das Rütteln an angeblichen Tabus und auf serbischer Seite durch das Begründen von Mythen geprägt war. Ein Argument des Buches lautet, dass die Debatten um Genozide, also die gegenseitigen Genozidvorwürfe – darin aber auch die Vorwürfe, mehr als die jeweils eigene Seite am Holocaust beteiligt gewesen zu sein – essenziell in der Neusortierung der Frage nach dem Selbst und der Abgrenzung zum Gegenüber gewesen seien. Dabei habe die Geschichtswissenschaft in Serbien einen Bedeutungsverlust hinnehmen müssen, denn das Geschichtsbewusstsein der jugoslawischen Serben sei fortan vor allem durch die Publizistik und die Literatur geprägt gewesen. Kroatien hingegen sei regelrecht von Historikern »übernommen« worden – das gilt nicht zuletzt für den Anführer des kroatischen Geschichtsrevisionismus, den (1971 verhafteten) Direktor des Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung Kroatiens, Franjo Tuđman, der 1990 zum kroatischen Präsidenten gewählt wurde. Beeindruckend ist der Kenntnisstand des Autors, der in der Tat die gesamte jugoslawische und internationale Geschichtsschreibung bis etwa 2010 in verschiedenen Sprachen aufgespürt hat. Dass zuweilen ein leichtes Ungleichgewicht vorherrscht, da beispielsweise hebräische Titel viel, italienische Titel wenig Platz einnehmen, ist zu verzeihen. Der Band ist somit ein Handbuch, das all denjenigen, die sich in Zukunft mit Jugoslawien im Zweiten Weltkrieg befassen, wertvolle Dienste erweisen wird. Bedauerlich ist jedoch, dass ihm klare Worte fehlen, da er politisch gefärbte Forschung nicht immer als solche bezeichnet. Dass der serbische Geschichtsnationalismus insgesamt sanfter angefasst wird als sein kroatisches Pendant, kann vor dem Hintergrund des Autors nicht verwundern. Positiv überrascht, dass die in Serbien bestehende Tendenz, den Holocaust zu gebrauchen, um die Aufmerksamkeit für serbische Opfer zu erhöhen, auch als solche benannt wird.

Eine Frage, die sich nach der Lektüre stellt, ist allerdings, ob es »den Holocaust« in Jugoslawien als solchen wirklich gab. Die Vielzahl an Gruppen, Milizen, Besatzungsmächten, Staaten, die in verschiedenen Kontexten und aus verschiedenen Motiven Gewalttaten gegen Juden verübten, wären in einer Monographie nicht sinnvoll abzuhandeln, deshalb macht es Sinn, dass die Geschichtsschreibung den Holocaust bisher nicht durch das Prisma eines Staates untersucht hat, den es von 1941 bis 1945 nicht gab.

Alexander Korb
Leicester/Jerusalem

Jüdisches Leben in Breslau



Katharina Friedla

*Juden in Breslau/Wroclaw 1933–1949.
Überlebensstrategien, Selbstbehauptung
und Verfolgungserfahrungen*
Köln u.a.: Böhlau Verlag, 2015,
552 S., € 69,90

Nach langjähriger Dominanz einer einseitig ausgerichteten Täterforschung erweitern seit

einigen Jahren vermehrt Studien den Blick auf den Holocaust, indem sie sich entweder auf die Opferperspektive konzentrieren oder sich um ein umfassendes, alle Perspektiven einschließendes Bild bemühen. Katharina Friedlas nun gedruckt vorliegende Dissertation reiht sich in diesen »Trend« ein, sie rekonstruiert das wechselvolle Leben der Juden in Breslau von 1933 bis 1949 vor allem anhand von Selbstzeugnissen.

Dem eigentlichen Thema ist eine umfassende Schilderung jüdischen Lebens in Breslau während der Weimarer Republik vorangestellt. Die damals drittgrößte jüdische Gemeinde im Deutschen Reich unterschied sich kaum von anderen. Sie war zunehmend von Überalterung geprägt, und die Zahl der Juden stagnierte. Gleichwohl entfaltete sich ein reichhaltiges soziales, religiöses und kulturelles Leben, das Friedla als weitgehend konfliktfrei beschreibt. Gestört wurde dies immer wieder durch einen sich mitunter gewaltsam gebärdenden Antisemitismus.

1933 änderte sich die Lage der Juden grundlegend – in Breslau in vielen Bereichen immer etwas früher und radikaler als in anderen Regionen. So kam es hier schon im März 1933 zu Boykotten jüdischer Geschäfte, und die Gerichte wurden regelrecht gestürmt und Juden aus ihnen vertrieben. Auch in späteren Jahren nahm Breslau häufig eine traurige Vorreiterrolle ein, etwa in einer früh schon einsetzenden »Rassenschande«-Propaganda und Gewalttätigkeiten gegen gemischte Paare. All dies schildert Friedla plastisch anhand einer breiten Palette von Selbstzeugnissen, angefangen bei dem bekannten Tagebuch Willy Cohns oder dem von Walter Tausk bis hin zu bislang unbekanntem Berichten und Interviews. Mit Hilfe dieser Dokumente kann sie ein genaues Bild von der Ausgrenzung im Alltag zeichnen, vor allem aber von den Reaktionen und der Selbstanpassung der Juden Breslaus im Privaten wie im Organisatorischen, etwa die Bildung oder der Ausbau von Selbsthilfeorganisationen in allen wesentlichen Bereichen wie der sozialen Fürsorge, der Krankenversorgung oder der Kultur.

So verdienstvoll und interessant der Ansatz auf der einen Seite ist, so sehr treten aber auch seine Schwächen zutage. Die

Mikrogeschichte einer jüdischen Gemeinschaft einer Stadt, gestützt hauptsächlich auf Selbstzeugnisse, verstellt mitunter den Blick auf Fragen, die der Fall Breslau aufwirft. Warum zum Beispiel kam es dort zu diesem außergewöhnlich radikalen Ausbruch antisemitischer Gewalt im Frühjahr 1933? Wer waren die Triebkräfte? Waren sie vor 1933 schon aktiv? So werden durch eine nun umgekehrte Einseitigkeit manche wichtigen Fragen gar nicht erst aufgeworfen, denen nachzugehen gerade für eine solche Lokalstudie sehr interessant und lohnenswert gewesen wäre. Zu häufig bleibt es beim »Was?«, ohne zum »Warum?« vorzudringen. Dass aber mehr möglich gewesen wäre, zeigt das Kapitel über den Novemberpogrom, in dem Friedla eine breitere multiperspektivische Herangehensweise gelingt, die Analyse mit dichter Beschreibung zu verbinden vermag und Breslauer Besonderheiten schärfer hervortreten lässt.

Ungeachtet solcher Kritik – die ein wenig über Friedlas Fragestellung hinausweist – treten die Vorzüge der gewählten Perspektive immer wieder hervor. Die Verfolgung der Juden und schließlich ihre Ermordung war eine für die Betroffenen offene Entwicklung, deren jeweilige Richtung absolut ungewiss war und verschiedenste Formen der Reaktion plausibel erscheinen ließ. Dies nah an den Menschen und ihren Zeugnissen zu beschreiben und in seiner Vielfalt deutlich zu machen, ist ein Verdienst der Arbeit. Das führt eindrücklich das Kapitel über die Deportationen vor Augen, deren Ablauf Friedla detailliert aus Sicht der Betroffenen schildert. Ihre Wege verfolgt sie dabei weiter und erzählt ihr Schicksal auch nach Ankunft der Züge in den Lagern und Ghettos.

Ein besonderer Vorzug der Studie ist ihr zeitlicher Rahmen, der über das Kriegsende hinaus bis 1949 reicht und so im Grunde genommen, anders als der Titel suggeriert, eine Geschichte der Juden in Breslau von 1918 bis 1949 bietet. Neben allen Schwierigkeiten, mit denen jüdische Überlebende aus dem gesamten Deutschen Reich zu kämpfen hatten, stellte sich den 1.600 bis 1.800 Breslauern das Problem, dass sie von Polen und sowjetischen Besatzern zunächst meist nur als Deutsche, weniger jedoch als Verfolgte angesehen wurden; auch zu innerjüdischen Konflikten zwischen alten Breslauern und jüdischen Neusiedlern aus der UdSSR kam es. Die meisten der deutschen Überlebenden gingen ab August 1945 nach Erfurt und von dort wenig später vielfach weiter nach Westen. Die meisten jüdischen Umsiedler – im Winter 1946/47 lebten über 20.000 von ihnen in Breslau – verließen die Stadt in den darauffolgenden Jahren, als die Stalinisierung einsetzte und der Antisemitismus wieder zunahm.

Markus Roth

Gießen

Die Trawnikis – Werkzeuge der Vernichtung



Angelika Benz
Handlanger der SS. Die Rolle der Trawniki-Männer im Holocaust
Berlin: Metropol Verlag, 2015,
309 S., € 24,-

Im Mai 2011 verurteilte das Landgericht München I Iwan Mykolajowytsch (John Demjanjuk wegen 16 Fällen der Beihilfe zum Mord an 28.060 Menschen jüdischen Glaubens im Vernichtungslager Sobibór zu einer Gesamtfreiheitsstrafe von fünf Jahren. Rechtskräftig wurde das Urteil allerdings nicht; Demjanjuk verstarb während des Revisionsverfahrens (S. 263 ff.). Demjanjuk war Angehöriger einer Hilfstruppe der SS, den sogenannten Trawnikis. Dieser Gruppe waren rund 5.000 »Fremdvölkische« zuzurechnen, die seit Herbst 1941 im SS-Ausbildungslager Trawniki geschult wurden.

Bislang wurden diese »Fremdvölkischen« sowohl im öffentlichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs überwiegend pauschalisierend als homogenes Kollektiv begriffen, die vermeintlich »brutaler als die SS« (S. 273) agiert hätten. Gesamtdarstellungen, die das Verhalten dieser Gruppe eingebettet in die mörderische NS-Rassen- und Vernichtungspolitik umfassend beleuchten hätten, fehlten bislang. Mit ihrer Studie schließt Angelika Benz nun diese Forschungslücke. Auf Grundlage zeitgenössischer Quellen, NS-Ermittlungsakten und Erinnerungsberichten gelingt es ihr in eindrucksvoller Weise, ein differenziertes Bild der Trawnikis und deren Rolle bei der Vernichtung der europäischen Juden nachzuzeichnen.

Die Deutschen rekrutierten die Trawnikis anfänglich aus diversen Kriegsgefangenenlagern, wo Hunger, Kälte und Epidemien den Alltag der Rotarmisten prägten und das Sterben allgegenwärtig war. Unter ihnen waren Ukrainer die weitaus größte Nationalität, aber auch Russen und Volksdeutsche kamen in das Ausbildungslager (S. 49). Ab Herbst 1942 waren die Deutschen verstärkt dazu übergegangen, auch Zivilisten wie junge Ukrainer, ethnische Polen oder auch Goralen anzuwerben.

Im Herbst 1941 begannen die konkreten Vorbereitungen für die unter dem Decknamen »Aktion Reinhard« realisierte systematische Ermordung der europäischen Juden in den im Generalgouvernement erbauten Vernichtungslagern Belzec, Sobibór und Treblinka. Neben deutschem Personal, das sich aus Angehörigen der Kanzlei des Führers rekrutierte, fanden in den Lagern auch Trawnikis Verwendung, die den überwiegenden Teil der Lagerbelegschaft stellten. Sie versahen in den Todesfabriken nicht nur Wachdienst und

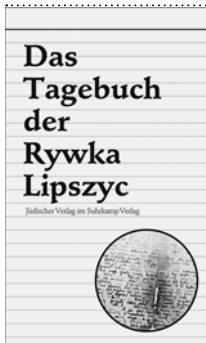
beaufsichtigten die jüdischen Arbeitskommandos, sondern sortierten auch die Habseligkeiten der Ermordeten und zogen mitunter die Leichen der Getöteten aus den Gaskammern. Daneben waren die »Fremdvölkischen« allerdings auch in andere mit dem Massenmord verbundene Aufgaben involviert, beispielsweise der Räumung von Ghettos oder der Bewachung von jüdischen Zwangsarbeitslagern.

Was das Verhalten der Trawnikis gegenüber den jüdischen Opfern anbelangt, standen viele den Deutschen in nichts nach, vielmehr adaptierten sie sogar deren brutales Vorgehen: »Die Trawniki-Männer erlebten eine komplette Umkehr des Machtverhältnisses und nutzten dies aus. Gerade noch in der ohnmächtigen Situation der Gefangenschaft, genossen sie nun eine fast grenzenlose Macht gegenüber den Juden« (S. 211). Die Motive der Trawnikis waren facettenreich: Nicht nur das Ausleben neu erworbener Macht, sondern mitunter auch Faktoren wie Identitätsverlust oder auch die Befriedigung ökonomischer und sexueller Interessen trieben die Männer an. In engem Zusammenhang stand die Brutalität jedoch mit den vorherrschenden hierarchischen Strukturen, in denen die »Fremdvölkischen« eingebettet waren. »Die SS-Männer hatten absolute Befehlsgewalt, die Trawniki-Männer fungierten als Helfer und Untergebene«, resümiert Benz (S. 162). Nicht nur bei Fehlverhalten mussten sie mit Strafen rechnen. Einige wurden von SS-Männern grundlos schikaniert und misshandelt. Andererseits konnten die Männer auch Ehrungen, Beförderungen und Auszeichnungen erhalten; Volksdeutsche waren jedoch generell bessergestellt. Allerdings war das Verhalten der Trawnikis in den Vernichtungslagern keineswegs von Gleichförmigkeit geprägt. Es sind Fälle überliefert, in denen Einzelne den jüdischen Häftlingen Informationen oder anderweitige Hilfeleistungen zukommen ließen.

Benz' Dissertation überzeugt. Sie gibt die erste systematische Darstellung über die Trawniki-Männer, die ein integraler Bestandteil des Genozids an der jüdischen Bevölkerung waren. Auf breiter Quellenbasis rekonstruiert sie, dass es sich bei den »Fremdvölkischen« keineswegs um eine homogene Gruppe handelte, deren Verhalten, Agieren und Motivation sich pauschalisieren ließe. Zu divers waren Faktoren wie Herkunft, Sozialisation, Anwerbungspraxis sowie persönliche Dispositionen der Rekrutierten. Neben situativen Momenten konnte sich auch der Kriegsverlauf auf die Einstellung und das Verhalten der Trawnikis auswirken. Zweifellos liefert die vorliegende Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Holocaust-Forschung. Überdies zeigt sie, dass durchaus noch weiße Flecken in der mittlerweile ausdifferenzierten Forschungslandschaft existieren.

Melanie Hembera
Ludwigsburg

»Um uns herum ist es dunkel und leer!«



Rywka Lipszyc

Das Tagebuch der Rywka Lipszyc

Aus dem Polnischen (Tagebuch) und Englischen (Anmerkungen und Begleittexte) von Bernhard Hartmann. Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, 2015, 238 S., € 22,95

Immer wieder, auch nach nunmehr 70 Jahren, kommen neue Dokumente zum Holocaust ans Licht, die jahrzehntlang auf Dachböden lagen, unter Bodendielen versteckt oder in Wände eingemauert waren. Darunter nun auch das Tagebuch von Rywka Lipszyc, die als junges Mädchen im Ghetto Litzmannstadt/Łódź lebte. Die Veröffentlichung verdankt sich einer Reihe von Zufällen und glücklichen Fügungen.

Nach der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau fand eine Ärztin der Roten Armee das Tagebuch in den Trümmern des Krematoriums und nahm es mit in ihre Heimatstadt Omsk. Nach ihrem Tod 1983 war es bei ihrem Sohn und nach seinem Tod bei dessen Frau. Dort entdeckte es 1995 deren Tochter und nahm es mit nach San Francisco, wo sie seit einiger Zeit lebte. Einige Jahre lang bemühte sie sich vergeblich, Interesse für das Tagebuch zu wecken, bis sie schließlich beim Holocaust Center of Northern California auf Jane Janec stieß. Janec nahm sich mit Eifer der Sache an und konnte 2014 schließlich eine englischsprachige Ausgabe initiieren.

Das Tagebuch umfasst nur wenige Monate. Begonnen hat es Rywka Lipszyc im Oktober 1943 kurz nach ihrem vierzehnten Geburtstag; im April 1944 enden die Eintragungen. Rywka wurde im September 1929 in eine orthodoxe jüdische Familie in Łódź geboren und lebte mit ihren Eltern und ihren Geschwistern ab 1940 im dortigen Ghetto. Nachdem ihre Eltern an Hunger, Entkräftung und Krankheit gestorben waren, wurden die Kinder von Verwandten aufgenommen. Wie die meisten Ghettobewohner arbeitete auch Rywka, bis Oktober 1943 im Zentralbüro des Arbeitsressorts (der jüdischen Arbeitsverwaltung) und anschließend in der Kleider- und Wäscheabteilung. Gemeinsam mit ihrer Schwester Cipka wurde sie im Sommer 1944 nach Auschwitz deportiert, wo Cipka unmittelbar nach der Ankunft getötet wurde. Rywka kam in ein Frauenlager in der Nähe Groß-Rosens und von dort mit einem der berüchtigsten Todesmärsche nach Bergen-Belsen, wo sie die Befreiung erlebte. Im Herbst 1945 jedoch verliert sich ihre Spur. Im September wurde sie in Lübeck als Displaced Person registriert, danach fehlt jedes weitere Lebenszeichen.

In ihrem Tagebuch beschreibt Rywka aus ihrer Sicht, der Sicht eines orthodox geprägten jungen Mädchens, die Ghettowelt – den mühsamen Alltag, die Arbeit, die den Umständen abgetrotzten Freizeit- und Kulturaktivitäten, den Hunger, ihr nicht immer konfliktfreies Verhältnis zu den Freundinnen, Streit in der Familie, ihre eigenen Gefühle und vieles mehr.

Einen großen Stellenwert haben, wie für Jugendliche generell, ihre Freundinnen und die gemeinsamen Aktivitäten. Sie versuchen, Normalität aufrechtzuhalten oder zurückzugewinnen. Wo eigentlich Arbeit, Hunger und Tod neue, von den Besatzern geschaffene Normalität sein sollen, schaffen sie sich Raum für Kultur und auch Vergnügen: »Wir werden uns einmal die Woche treffen und über Literatur oder ein anderes Thema sprechen, und sonntags treffen wir uns eine Stunde zum Vergnügen (wir sind ja keine alten Schachteln). Zur Vergnügungsstunde kommen vielleicht auch Jungen.« (3.1.1944, S. 94) Zerstreuung und die Suche nach geistiger Nahrung können den Schrecken des Ghettos freilich nicht fernhalten, Verzweiflung bricht sich immer wieder Bahn, die Sehnsucht nach ihren Eltern drückt sie nieder. Dem kann Rywka jedoch etwas entgegensetzen – die Kraft, die ihr ihre Freundschaften geben, und vor allem auch ihren starken Glauben: »Ach, ich lache über die ganze Welt, ich arme Jüdin aus dem Getto, ich, die ich nicht weiß, was morgen mit mir sein wird ... ich lache über die ganze Welt, weil ich eine Stütze habe, eine große ungeheure Stütze: den Glauben! Ich glaube! Dadurch bin ich stärker und reicher und wertvoller als andere ... Gott, wie dankbar bin ich Dir!!!« (11.2.1944, S. 126)

Rywkas Eintragungen zeigen ein Mädchen, das einerseits mit dem ganz normalen Gefühlschaos einer Vierzehnjährigen kämpft, andererseits ihr Leben und ihre Zeit sehr ernsthaft reflektiert und das Verfolgung und Leid frühzeitig haben reifen lassen. Mit ihrem Tagebuch liegt nun ein interessantes Dokument auf Deutsch vor, das den vielen männlichen Stimmen über das Ghetto Lodz die Perspektive eines jungen orthodoxen Mädchens an die Seite stellt und so den Blick auf Hoffen und Angst, auf die Rolle von Religion und Kultur sowie auf das Heranwachsen im Ghetto erweitert. Doch auch dieses Zeugnis kann kaum etwas daran ändern, dass wir heute letztlich immer wieder in die Lage zurückgeworfen werden, in der sich die Kinder aus Rywkas Tagtraum befanden: »Gestern, als ich durch die Straßen ging, habe ich geträumt ... Ich hatte ein Bild vor Augen: ein leicht erleuchtetes, warmes Zimmer, ein paar Kinder sitzen am Tisch, sie sind beschäftigt oder hören, was ich ihnen vorlese, ach, ich lese ihnen vom Getto vor, ich erzähle ihnen davon, und ich sehe ihre ungläubigen Augen, sie können nicht begreifen, dass so etwas geschehen konnte ...« (17.1.1944, S. 104).

Markus Roth
Gießen

Aufzeichnungen einer Zwölfjährigen



Janina Heschel

Oczyrna dwunastoletniej dziewczyny

[Mit den Augen einer Zwölfjährigen]

Warszawa: Żydowski Instytut Historyczny

(Jüdisches Historisches Institut), 2015,

186 S., 35,90 Złoty

Endlich sind die 1944 auf Polnisch verfassten Aufzeichnungen der damals zwölfjährigen Janina Heschel (verh. Altman) ins Ukrainische, Russische, Katalonische, Spanische, Französische und wohl auch Hebräische übersetzt und in Warschau in der Originalsprache ungekürzt und mit umfangreichen Kommentaren neu aufgelegt worden. Die Kürzungen betrafen die Zeit der ersten, der sowjetischen Besetzung von Lemberg und des beim Einmarsch der Deutschen von Ukrainern veranstalteten Pogroms, bei dem sie ihren Vater verlor. Die Aufzeichnungen waren 1946 unter dem Titel »*Oczyrna dwunastoletniej dziewczyny*« – *wspomnienia z obozu janowskiego* (Mit den Augen einer Zwölfjährigen – Erinnerungen an das Lager in Janów) erschienen. Teile hieraus sind in dem Band *Im Feuer vergangen. Tagebücher aus dem Ghetto* (1961, mit einem Vorwort von Arnold Zweig) ins Deutsche übertragen worden.

Man kann diese Aufzeichnungen zwischen den Tagebüchern von Anne Frank und Dawid Rubinowicz ansiedeln. Heschel zeichnete ihre furchtbaren Erlebnisse in Lemberg und im Lager Janów während der deutschen Besatzung in mehreren Heften auf, nachdem sie vom Hilfsrat für Juden, der sogenannten Żegota, in der zweiten Jahreshälfte 1943 hatte gerettet werden können. Vertreter des Rats gaben ihr Feder und Hefte mit der Aufforderung in die Hand, alles, was sie über die Zeit des Leidens zu vermitteln habe, niederzuschreiben. Sie tat es auch. Es war in der Folge nicht leicht, diese Aufzeichnungen vor all den Hausdurchsuchungen der Deutschen zu schützen. Nach dem Krieg wurden sie von der Jüdischen Historischen Kommission in Krakau bereits 1946 veröffentlicht. Der Absicht des mittlerweile 14-jährigen Mädchens, das Aufgeschriebene stilistisch zu verbessern, widersetzten sich die Herausgeber beharrlich. Sie wollten, dass die Authentizität gewahrt bleibt.

Janinas Vater hatte ihr zum Abschied gesagt, sie möge nie weinen. Sie weinte zwar oft, aber immer wieder erinnerte sie sich an seine Worte, und manchmal halfen sie ihr auch, die hoffnungslosen Tage zu ertragen. Einige Monate später nahm sich die Mutter das Leben. Janina wollte mit ihr sterben. Aber die Mutter gab ihrem Drängen nach einem gemeinsamen Tod nicht nach. Sie solle ihre Eltern rächen, erklärte ihr die Mutter. Was habe ich davon, erwiderte

Janina, wenn ich trotzdem allein bleibe. Die Rache werde keine Aufrechterhaltung bewirken. Sie werde sich nur quälen müssen. Die Mutter gab ihr aber nichts von dem Gift ab, das sie für ihren Tod bestimmt hatte. Janina schildert, wie sie immer gleichgültiger wurde. Selbst bei der Erhängung eines Mannes, bei der sie zusehen musste, fühlte sie keine Erschütterung mehr. Das, was sie am meisten fürchtete, war eine Erschießung, bei der sie nicht gleich tot umfallen werde. Sie wusste, wie so manches Kind nach den Schüssen noch lange leiden musste.

Eines Tages flieht sie aus dem Lager, doch sie findet bei Verwandten keine Hilfe und kehrt wie viele andere wieder zurück. Sie wird für den Fluchtversuch nur mit Hieben bestraft, andere wurden deswegen erschossen. Die Schläge machten ihr wenig aus, schreibt sie, furchtbar war nur, dass es ein Jude war, der sie prügelte. Sie fühlt sich immer mehr wie ein »lebendiger Leichnam« (S. 59). Schließlich kam die unverhoffte Rettung.

Heschel schreibt nicht unbeholfen wie Dawid Rubinowicz. Sie notiert alles chronologisch, nennt viele Namen und schildert lakonisch die Ereignisse, wie sie und ihre Verwandten und Bekannten von Deutschen und Ukrainern brutal behandelt werden, wie sie dauernd in Angst leben. Selber scheint sie ein sehr aktives Kind gewesen zu sein, denn immer wieder geht sie irgendwohin, schmuggelt sich durch die Bewachung und versucht, anderen zu helfen. An mehreren Stellen reflektiert sie, wie sie zum Leben steht. Lange Zeit möchte sie unbedingt weiterleben, gleichsam um jeden Preis, aber Hunger, Kälte und Gleichgültigkeit um sie herum nehmen auch ihr die Lebenskraft. Erst in der Krakauer Wohnung kehrt ihre Energie zurück. Sie verliert sogar das Gefühl für die weiterhin bestehenden Gefahren, verraten zu werden. Am eindrücklichsten erscheinen jene Partien, in denen sie ihre persönlichen Gefühle wiedergibt und sich immer wieder fragt, ob sie die Bitten ihres Vaters und ihrer Mutter erfüllen kann. Diese bilden so etwas wie den Angelpunkt ihres Berichts.

Es ist schade, dass ihre Niederschrift so lange ohne Echo geblieben ist und es in Deutschland keine Ausgabe ihrer Aufzeichnungen mitsamt jenem Teil gibt, in dem sie die Zeit der sowjetischen Okkupation von Lemberg schildert. Janina Heschel-Altman lebt heute in Israel. Seit ihrer Emeritierung als Chemikerin im Jahre 1996 befasst sie sich unter anderem mit der Geschichte des Widerstands in Deutschland. 2013 gab sie in Form eines Kindle-Buchs die Arbeit *Naturwissenschaftler vor und nach dem Aufstieg Hitlers zur Macht* auf Deutsch heraus.

Karol Sauerland

Warszawa

Ein Pionier historiographischer Entwicklungen



**Rüdiger Hachtmann,
Sven Reichardt (Hrsg.)**
Detlev Peukert und die NS-Forschung
Göttingen: Wallstein Verlag, 2015,
223 S., € 39,90

Der 1990 im Alter von nur 39 Jahren verstorbene Historiker Detlev Peukert hat in der Nationalsozialismusforschung deutliche Spuren hinterlassen. Er leitete von 1988 bis zu seinem Tod die »Forschungsstelle zur Geschichte des Nationalsozialismus« in Hamburg. 25 Jahre nach seinem Ableben wird an das Schaffen des Pioniers historiographischer Entwicklungen erinnert und sein Wirken historisiert. Rüdiger Hachtmann und Sven Reichardt organisierten diesen wissenschaftlichen Nachruf mit Zukunftsperspektive für die renommierten »Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus«. In ihren einleitenden Überlegungen zu seiner wissenschaftlichen Einordnung würdigen sie Peukert als einen mit sieben Monographien und weiteren 73 Aufsätzen »extrem produktiven Historiker« (S. 9).

Die 1976 veröffentlichte Staatsexamensarbeit »Ruhrarbeiter gegen den Faschismus« des in der Bergarbeiterkolonie Hamm-Herringen aufgewachsenen damaligen DKP-Mitglieds enthält noch »deutliche Züge des historiographischen »Prolet-Kultes«« (S. 13). Aber mit der Umarbeitung dieser Arbeit für die Dissertation *Die KPD im Widerstand* (1980) »löste er sich zunehmend vom hermetischen Geschichtsbild der DKP« (S. 13) und – inzwischen in die SPD eingetreten – habilitierte sich 1984 mit einer voluminösen Studie zur deutschen Jugendfürsorge und den Lebenswelten von Arbeiterjugendlichen in der Weimarer Republik. In diesem Jahr hatte er – dies sei persönlich angemerkt – mich zur weiteren Beschäftigung mit der Jugendopposition gegen den Nationalsozialismus motiviert. Seinen Publikationen habe ich viele Anregungen zu verdanken, was sicherlich auch für die in dem Gedenkband vertretenen Kollegen/Kollegin zutrifft.

Es wird nicht verschwiegen, dass das »unvollendete Werk Peukerts« (S. 37) viele Leerstellen hat: Die Rolle der Frauen ist »nur beiläufig und oberflächlich thematisiert« (S. 37) worden. Auch mit dem Holocaust und dem Antisemitismus hat er sich »erst spät und dann nur sehr allgemein« (S. 37) beschäftigt. Aber dies kann nicht die »Vielzahl von Anregungen schmälern, die eine Lektüre der Peukertschen Arbeiten nachfolgenden Historikergenerationen geboten hat«. (S. 38)

Ulrich Herbert setzt sich in seinem Aufsatz zu »Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft« mit der NS-Gesellschaft in Peukerts Arbeiten auseinander. Ihn beschäftigte die Frage, »dass nicht unerhebliche Teile der deutschen Arbeiterschaft durchaus bereit gewesen waren, den Nationalsozialisten zu folgen oder ihnen jedenfalls nicht im Wege zu stehen« (S. 41). Die Aussparung der Juden in seinen Publikationen reflektierte für Herbert die Emphase für die »anderen« Opfer des NS-Regimes: »Wilde Cliques«, später Edelweiß-Piraten, die damals noch sogenannten »Zigeuner«, »Arbeitsscheue«, sowjetische Kriegsgefangene oder ausländische Zwangsarbeiter. »Diese höchst merkwürdige Trennung zwischen den Juden und den »anderen« Opfern des NS-Regimes hat Peukert einige Jahre später dann selbst korrigiert ...« (S. 46) und eine konzeptionelle Wende vollzogen: Aus dem Antagonismus von Kapital und Arbeit war der »Widerspruch zwischen gesunden arischen deutschen Volksgenossen und den als wertlos apostrophierten Gemeinschaftsfremden geworden ...«. (S. 47)

Die voluminöse Studie *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde* (1982) ist Ausgangspunkt des Diskussionsbeitrags von Michael Wildt: »Peukert begriff Nationalsozialismus und Holocaust als eine mögliche, aber pathologische Erscheinung der Moderne.« (S. 55) Er hatte frühzeitig den Blick auf die rassistische Grundlage der nationalsozialistischen Ordnung gelenkt, »aus der zweifellos in erster Linie sämtliche Juden ausgegrenzt, vertrieben, vernichtet werden sollten, aber darüber hinaus auch alle anderen Menschen, die der rassistischen Definition eines »gesunden Volkskörpers« nicht entsprechen«. (S. 59) Damit hat Peukert die Forschungsperspektive auf die »Volksgemeinschaft« eröffnet.

Im Weiteren werden Aspekte von Peukerts Themenspektrum angesprochen: Von Anthony McElligot wird (in Englisch) die Suche nach dem Führer thematisiert, und Ulrike Jureit fragt in »Ein Rhythmus der Geschichte« nach generationsgeschichtlichen Deutungsmustern. Nikolaus Wachsmann (in Englisch) erörtert Perspektiven im Werk von Peukert für die Diskussion von Widerstand und Repression unter dem Naziregime. Elisabeth Harvey diskutiert »Paradoxes of private life during the Second World War« und Thomas Etzemüller hat eine kritische Betrachtung der Moderne als »Janusgesicht« beigesteuert. Abschließend wirft Frank Bajohr einen kritischen Blick zurück auf den Nationalsozialismus als »Krankengeschichte der Moderne«.

Im Anhang wird ein von Hanno Hochmuth kommentiertes Radio-Feature über die Geschichtswerkstättenbewegung abgedruckt, in dem sich Peukert im Oktober 1984 als Fachmann zu der Diskussion über »Theorie und Alltag« äußerte.

Der Band wird mit zahlreichen Buchbesprechungen abgeschlossen, die häufig mit den von Peukert untersuchten Themen und Fragen zu tun haben.

Kurt Schilde
Berlin/Potsdam

Medizinverbrechen ohne Dämonen



Stephan Braese, Dominik Groß (Hrsg.)

NS-Medizin und Öffentlichkeit. Formen der Aufarbeitung nach 1945

Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2015,
343 S., € 39,90

Die nationalsozialistischen Medizinverbrechen waren das Werk einer kleinen Zahl verbrecherischer Ärzte. Maßgeblich für ihre Taten war die Ideologie des NS-Staates. Diese beiden Glaubenssätze waren im Nachkriegsdeutschland jahrzehntelang bestimmend. Noch heute erscheint es manchem als steile These, wenn dargelegt wird, dass die Initiative häufig bei den Ärzten lag, etwa im Bereich der Zwangssterilisation oder bei den Menschenversuchen in den Konzentrationslagern.

Die lange populäre Erzählung spendete nicht nur vielen Tatbeteiligten gnädigen Schatten, sie vermochte auch soziale, vor allem innerinstitutionelle Verhältnisse zu stabilisieren: Gerade in der Medizin spielen Lehrer-Schüler-Verhältnisse, spielt die »intergenerationelle Berufsvererbung« (S. 8) eine große Rolle – darauf weist die Einleitung des vorliegenden Sammelbands hin. Die Rede von der kleinen Zahl fanatischer Täter und von der Naziideologie als entscheidendem Antrieb blockierte zugleich für viele Jahre die dringlichen Fragen nach dem tatsächlichen Verhältnis von (medizinischer) Wissenschaft und Nationalsozialismus.

Gleichwohl liegt in der Sache selbst ein Schrecken, der sich dann so leicht zu mythischen Bildern mit dämonischen Akteuren kristallisiert. Der Arzt als Instanz, der man sich in Leidenssituationen zuwendet, fordert ein Vertrauen, das nicht zu missbrauchen er sich – als Vertreter des Standes und weniger als Individuum – zugleich verpflichtet. Diese Übereinkunft, egal wie unzeitgemäß die mitlaufenden Überhöhungen auf beiden Seiten sind (hier die Hoffnung auf den »Heiler«, dort die Stilisierung zum »Halbgott«), zu brechen und mit der ganzen Gewalt, die das medizinische Instrumentarium bietet, gegen die ausgelieferten Personen vorzugehen, gibt tatsächlich Anlass, den misshandelnden oder tötenden Arzt schwärzer zu zeichnen als andere Täter.

Schon diese kurze Erwägung macht deutlich, dass es angemessen ist, die Geschichte der nationalsozialistischen Medizinverbrechen, insbesondere aber ihre mythendurchtränkte Thematisierung in den Nachkriegsjahrzehnten mit literarischen Zugriffsweisen zusammenzubringen. Das genau ist das Programm des Sammelbands, und sein Anspruch könnte höher kaum sein: Er schreitet – so die Herausgeber – »das gesamte Panorama der gesellschaftlichen

Auseinandersetzung« (S. 9) im Hinblick auf die nationalsozialistischen Medizinverbrechen ab.

Zunächst wird in historiographischer Perspektive detailliert erläutert, wie die Täter in den sich nach 1945 wieder konstituierenden Gremien und Hochschulen Fuß fassen konnten und mit wie viel Energie die in den frühen 1980er Jahren aufkommenden kritischen Positionen eingehegt wurden. Und selbst als seitens der Bundesärztekammer 2008 öffentlich das massive ärztliche Fehlverhalten eingestanden wurde, war diesem Fehlverhalten immer noch ein äußerer Zwang durch politische Instanzen vorgeordnet. Ein Zwang, dem ein zeitloses »ärztliches Gewissen« gegenübergestellt wurde, das – so die Suggestion – als ethisches Fundament bewahrt werden konnte. (vgl. S. 174)

Im zweiten Teil des Buchs übernehmen Literatur- und Kulturwissenschaftler die Regie. Arbeiten so unterschiedlicher Autoren wie Martin Walser, Peter Weiss, Ilse Aichinger oder Marcel Beyer werden mit Blick auf Arzt-Figuren und die Konfliktkonstellationen untersucht. Gerade die spätere Literatur zum Thema bedient sich häufig nicht chronologischer Erzählformen und arbeitet mit Anspielungen. Gefordert sind Leser und Leserinnen, die das zu ergänzen und aufzuschlüsseln wissen. Die Texte rücken oftmals die Personen als Träger der Handlung in den Hintergrund und dringen in die vermeintlich unschuldigen Alltagsverhältnisse vor. Damit entsprechen sie in gewisser Weise der Kritik der personenzentrierten Tätergeschichtsschreibung auf Seiten der Geschichtswissenschaft. Die Texte, häufig zwischen Fakten und Fiktion oszillierend, sind uneindeutig und beanspruchen genau darin die Möglichkeiten der Literatur für die Auseinandersetzung mit der Medizingeschichte.

Allerdings muss man insgesamt einen Mangel an Vermittlung zwischen den Disziplinen der Geschichtswissenschaft und der Literatur konstatieren – ein Mangel, der nicht überraschen kann. Zu unterschiedlich sind die analytischen Instrumentarien und Begriffswelten, zu zurückhaltend die Versuche, Sichtweisen aufeinander zu beziehen.

Liliane Weissberg unternimmt in ihrem Nachwort die Anstrengung, die historischen Untersuchungen ins Verhältnis zu den Möglichkeiten der Literatur zu setzen. Zunächst fällt ihr die Literarizität solcher Bösewicht-Figuren wie Josef Mengele ins Auge. Es sind Figuren, die in ihrer Dämonie alle Erklärungsansätze absorbieren, weil sie zwar auf die empirischen Untaten zurückverweisen, aber zugleich das Handeln der Vielen vergessen machen.

Jenseits dessen fällt es auch Weissberg schwer, thematische Zugänge aus den beiden Feldern zu synthetisieren. Die Stärke des Bands liegt daher in den Perspektivwechseln, die es wiederholt erlauben, Motive, die im Rahmen der historischen Analyse markiert wurden, in der ein oder anderen literarischen Fiktion wieder aufzunehmen.

Christoph Schneider
Frankfurt am Main

»Du bist nicht zurückgekommen«



**Marceline Loridan-Ivens,
mit Judith Perrignon**

Und du bist nicht zurückgekommen

Aus dem Französischen von Eva
Moldenhauer.

Berlin: Suhrkamp Verlag 2015,
111 S., geb., € 15,-

»Ich bin ein fröhlicher Mensch gewesen, weißt du, trotz allem, was uns widerfahren ist. Fröhlich auf unsere Art, aus Rache dafür, dass wir traurig waren und dennoch lachten.« (S. 7) Mit diesen Worten, ein fiktiver Brief an ihren 1945 ermordeten Vater, eröffnet Marceline Loridan-Ivens ihren tief berührenden Erinnerungen. Die 1928 geborene französische Schauspielerinnen und Autorin war im März 1944, 15-jährig, mit ihrem Vater nach Auschwitz-Birkenau verschleppt worden. Nur drei Kilometer voneinander entfernt versuchen sie zu überleben. Inmitten des Geruchs des brennenden Fleisches, im Angesicht der Gaskammern sehen sie sich vereinzelt. Einmal schreibt er ihr eine kurze Nachricht. Sie vergisst alles, für viele Jahrzehnte: »Ich suche und erinnere mich nicht. Ich suche, aber es ist wie ein Loch, und ich will nicht fallen.« Siebzig Jahre später schreibt sie ihm einen langen Brief, ein verzweifelter Versuch, Stücke des Verlorengegangenen wieder zusammenzufügen.

Als Marceline ihren Vater in Auschwitz kurz trifft, wird sie von einem SS-Mann zusammengeschlagen: »Ich bin unter den Schlägen ohnmächtig geworden, und als ich wieder zu mir kam, warst du nicht mehr da, aber ich hatte eine Tomate und eine Zwiebel in der Hand, die du mir heimlich zugesteckt hast, sicher dein Mittagessen, ich habe sie sofort versteckt.« (S. 15 f.) Nun war das Vertraute wieder da, sie ist in Birkenau das Kind, ihr Vater ihr Beschützer. Als sie ihn am nächsten Tag noch einmal sieht, wird sie von der Angst überwältigt. Ihre Erinnerungen an die Zeit davor zerfallen.

Die 15-Jährige ist für das Sortieren der Kleider zuständig. Die zerschlissenen Kleider der Ermordeten werden unter den Häftlingen verteilt, die schönsten gehen nach Deutschland: »Ich trug die Strickjacke einer Toten, den Rock einer anderen Toten, die Schuhe wieder einer anderen Toten.« (S. 24) Auch im Lager spielte der Antisemitismus eine große Rolle. Die Juden blieben auch dort die Projektionsfläche.

Die tägliche Todesangst muss verleugnet werden, wenn man überleben will. Selbst Jahrzehnte später ist es den Überlebenden kaum möglich, die frühere Bedrohung zuzulassen: »Meine Freundin Frida hat meine Erinnerungen zurechtgerückt. ›Es war bei den

Küchen«, sagte ich zu ihr. ›Aber nein, du übertreibst, es war direkt bei den Gaskammern.« Sie hatte Recht. Die Krematorien liefen auf Hochtouren.« (S. 27)

Ob ihr der Brief des Vaters Kraft gab? Sie ist sich nicht sicher. Der Brief ihres Vaters spricht »von einer Welt, die nicht mehr die meine war. Ich hatte jeden Bezugspunkt verloren. Es war notwendig, dass das Gedächtnis zerbrach, sonst hätte ich nicht leben können.« (S. 29)

Eindrücklich erinnert sie sich an ihren inneren Prozess der seelischen Abstumpfung gegenüber dem allgegenwärtigen Tod: »Ich war hart geworden wie die alteingesessenen Deportierten [...] Überleben macht einem die Tränen der anderen unerträglich. Man könnte darin ertrinken.« (S. 33)

Ende 1944 verlässt Marceline Birkenau, wird nach Bergen-Belsen verschleppt. Ihren Vater wird sie nicht mehr wiedersehen. Ihre Befreiung erlebt sie im Mai 1945 in Theresienstadt. Sie erinnert sich an kein Gefühl der Freude.

Nach ihrer Errettung hört sie vom Überleben ihres Onkels. 45 ihrer Verwandten sind ermordet worden. Sie geht nach Frankreich, wo sie eine bekannte Regisseurin wird. Ihr Onkel war, »in einem Karren voller Schutt versteckt«, aus einem Lager geflohen und zu polnischen Partisanen gegangen. Er verschwieg seine jüdische Identität, aus Angst. Eindrücklich prägt er der jungen Überlebenden ein: »Ich war in Auschwitz. Erzähle ihnen nichts, sie verstehen es nicht.« (S. 35)

Ein gemeinsames Erinnern mit Freunden gelingt nicht. Niemand vermag ihre Erfahrungen zu teilen. Sie schreibt etwas auf, zerreißt es aber wieder.

Am Ende ihres Briefes schreibt sie ihrem Vater über ihre beiden Ehemänner – »Keiner war Jude, sei mir nicht böse« (S. 91) – und über ihre Beziehung zu Israel, wohin sie nach ihrer Befreiung anfangs gehen wollte: »Stell dir die Welt nach Auschwitz vor. Wenn auf den Todestrieb der Lebenstrieb folgt. [...] Stell dir das endlich geschaffene Israel vor!« (S. 94 f.) Verluste wie der Tod ihres Ehemanns und das Terrorattentat des 11. September 2001 zerstören ihr mühsam errungenes Gefühl der Sicherheit. »Ich weiß jetzt, dass der Antisemitismus eine feste Größe ist.« Ihr Vater hatte dies vorhergesagt. Der 11. September verstärkt ihre Identifikation mit ihrem jüdischen Erbe. Nun spürt sie stark, wieviel ihr daran liegt, Jüdin zu sein: »Du träumtest von Israel, es ist da, ich fühle mich immer wohl dort, wenn ich hinfahre, aber es ist nicht das Land des Friedens, das wir anstrebten. Seit seiner Gründung befindet sich Israel im Krieg. Gewöhnlich nehmen Kriege ein Ende, dieser nicht, denn der jüdische Staat ist von den arabischen Ländern ringsum nie akzeptiert worden. [...] Und je länger es dauert, desto verdächtiger wird Israel, auch in der europäischen Öffentlichkeit. [...] Ich werde deinen Traum weiterträumen.« (S. 107 f.) Ein ergreifendes Buch, aus dem Hoffnung und Verzweiflung zugleich spricht.

Roland Kaufhold
Köln

Höxter, Buchenwald, Landsberg



Ernst Würzburger

»Der letzte Landsberger«.

Amnestie, Integration und die Hysterie um die Kriegsverbrecher in der Adenauer-Ära
Holzminde: Verlag Jörg Mitzkat, 2013,
329 S., € 17,80

Der reißerische Titel ist dem Zufall geschuldet. Es handelt sich um den in Höxter geborenen Hans Schmidt, Adjutant des Kommandanten des KZs Buchenwald. Er wurde am 7. Juni 1951 im Landsberger Kriegsverbrechergefängnis als letzter in der alphabetischen Reihenfolge der verbliebenen »7 Rotjacken« (darunter ein Einsatzgruppenführer, ein Einsatzkommandoführer und der Chef des SS-Konzentrationslagerwesens) hingerichtet. Anhand der Biografie will der Autor im Wechsel zwischen dieser und den allgemeinen Entwicklungen ein »möglichst ungeschminktes Bild dieser Zeit« wieder lebendig werden lassen, durch überwiegend vielfach unkommentierte Dokumentenzitate (S. 16 f.). Am Ende geht es weit über die Adenauerzeit hinaus bis hin unter anderem zur Behandlung der Problematik der ehemaligen NS-Juristen und Geschichte der bundesdeutschen NS-Strafverfolgung.

Nach der Lektüre bleiben Verwirrung und sehr viele Fragezeichen. Schon auf den ersten Blick fallen offensichtliche Unrichtigkeiten, sprachliche Schwächen einschließlich Stilblüten, Wiederholungen sowie ein Mangel an formaler Einheitlichkeit auf. Der letztgenannte Befund gilt auch für die Fußnoten. Diese werden teils willkürlich und teils gar nicht gesetzt. Das Abkürzungsverzeichnis ist unvollständig. So fehlt insbesondere das häufig verwendete Kürzel NMG (S. 72 f., 101, 108 f.). Das Literaturverzeichnis ist selektiv, das Quellenverzeichnis erratisch.

Man erfährt immerhin einiges zur Person Schmidt. Dies geschieht holprig und mit Widersprüchen und Spekulationen. Genaue Belege fehlen häufig ganz oder sind nutzlos, so zum Beispiel Angaben nach Aussage einer Zeitzeugin bzw. eines -zeugen (S. 58 f., Anm. 104 u. 106) und »Amtsgericht Höxter, 17.01.1939« (S. 58, Anm. 107). Insbesondere hätte man gern erfahren, woher der Autor weiß, dass Schmidt »im Familienkreis wegen der Zustände in seinem Wirkungsbereich häufig sehr bedrückt gewesen« sei. Möglicherweise bestätige dies dessen Krankengeschichte (S. 71). Auf letztere wird zuvor schon eingegangen. Indes geschieht dies offenbar unvollständig und nicht stringent (S. 66 f.). Über die Diagnosen und Behandlung durch US-Amerikaner während Schmidts Haft fehlen Details, obschon dessen Gesundheitszustand bei den Gnadengesuchen eine erhebliche Rolle spielte.

Zur Situation in der Heimatregion von Schmidt, einer rechten Hochburg, kann man durchaus Interessantes, insbesondere auch zu dessen Beerdigung mit Zügen einer rechtsradikalen Demonstration, lesen. Ansonsten wird im Wesentlichen nur Bekanntes referiert. Besonders ärgerlich sind sachliche Fehler. So ist von Ludwigsburg als zentralem Sammellager für »mutmaßliche Kriegsverbrecher des westlichen Militärbezirks« die Rede (S. 72) – allein für die US-Zone gab es zwei weitere große Standorte in Darmstadt und Dachau mit diversen Internierungslagern. Oder da überfällt 1939 die »Reichswehr« Polen (S. 19). Und 1941 arbeitet sie mit den Einsatzgruppen zusammen. Deren Aufgabe sei es gewesen, »die jüdische und slawische Bevölkerung« zu liquidieren, was hinsichtlich der letztgenannten so nicht zutrifft (S. 40). Und wenn »Stimmen« zum Nürnberger Prozess »aus der Sicht mehrerer Jahrzehnte« angekündigt werden und dann der bereits 1949 verstorbene Gustav Radbruch ausführlich nach einer Ausgabe von 1990 ohne entsprechenden Hinweis zitiert wird, ist dies peinlich und symptomatisch zugleich (S. 31 f.).

Das Buch ist über lange Strecken collagiert. Es enthält unnötige Exkurse und ist stellenweise überlang, aufzählend bis geschwätzig. Dafür fehlen aber gelegentlich eigentlich nötige Erläuterungen für den Leser. Als Dokument gilt alles, ob ellenlange Passagen aus Zeitungen, aus Akten oder Literatur von Forschern oder Publizisten. Bisweilen fehlen Übergänge ganz. Oft fehlen eigene Interpretation oder eigenes Urteil. Dies wird teils durch Dritte in Form von ausführlichen Zitaten ersetzt. So wird etwa ein Zeitungskommentar-Zitat durch ein Zitat aus dem Buch von Norbert Frei kommentiert (S. 196). Frei ist im Übrigen der mit Abstand am meisten zitierte Autor. Es fällt auf, wie neben wissenschaftlichen auf die Erwähnung von moralischen Autoritäten Wert gelegt wird. Auch wird selbst moralisiert. So hätten durch die Nürnberger Prozesse deutsche Anwälte viel Geld verdient (S. 44) oder im Falle Schmidt und Genossen ein US-Anwalt (S. 184). Nach Erwähnung angeblicher Misshandlungen Schmidts wird ausgeführt, dass das Ob und Wie letztlich unerheblich sei, weil dies nichts an den Verbrechen ändere, »für die die Inhaftierten schließlich zur Rechenschaft gezogen worden sind« (S. 124). Sollen NS-Verbrecher weniger Rechte haben als andere Straftäter?

Man fragt sich, ob ein derartiges Buch überhaupt rezensiert werden sollte. Ein Grund dafür ist, dass es per Druckkostenzuschuss aus auch öffentlichen Geldern quasi geadelt wurde. Vor diesem Hintergrund wirft die Rezension ein grelles Licht darauf, dass Qualitätsmaßstäbe offenbar bei Veröffentlichungen zur Nazizeit kaum mehr eine Rolle spielen.

Volker Rieß
Ludwigsburg

Das antisemitische Jahr 1968



Hans-Christian Dahlmann
Antisemitismus in Polen 1968.
Interaktionen zwischen Partei und Gesellschaft
Osnabrück: Fibre Verlag, 2013,
430 S., € 36,-

Das Jahr 1968 ist in Polen nicht mit revolutionären Ereignissen verbunden, sondern mit einer antisemitischen Kampagne sondergleichen, die damit endete, dass die letzten polnischen Juden das Land verließen. Sie hatten sich zumeist assimiliert, so mancher von ihnen gehörte der kommunistischen Partei an. Der Autor der vorliegenden Studie schildert eingangs die Situation der überlebenden Juden gleich nach dem Krieg in Volkspolen. Bis 1949 erfreuten sie sich recht großer Freiheiten, sodass einige Historiker für diese Zeit »sogar von einer jüdischen Nationautonomie« (S. 58) sprechen. 1950 wurden alle jüdischen Parteien und Organisationen gleichgeschaltet. Erst der Oktober 1956 brachte mit seinem VIII. Plenum wieder einige Öffnungen, aber gleichzeitig wurde nach den Verantwortlichen für die sogenannten stalinistischen Repressalien gefragt. Es wurde populär, Juden dafür verantwortlich zu machen, da sie unter den leitenden Personen des Sicherheitsapparats »überpräsentiert« waren. Innerhalb der Partei entstand ein »rechter Flügel« unter der Führung von Mieczysław Moczar, der nach dem Sechstagekrieg 1967 besonders aktiv in der Verbreitung und Unterstützung des Antisemitismus war. Im März 1968 traten antisemitische Kräfte offen zutage. Die fatale Rolle, die hierbei der Erste Parteisekretär Władysław Gomułka spielte, versucht Dahlmann psychologisch herunterzuspielen. Er sei »in Wut geraten« (S. 91). Auch dessen Haltung im März/April 1968 versucht er mit großem Verständnis zu schildern. Er habe gleichsam nur um den Erhalt seiner Position gekämpft.

Den größten Teil seines Buches widmet Dahlmann einzelnen Personen, die entweder Opfer der antisemitischen Kampagne geworden waren oder zu deren Akteuren gehörten, wobei es ihm gelang, Zeitzeugen bzw. ihre Verwandten zu interviewen und eine Menge Archivmaterialien aufzufinden. Hochinteressant sind die beiden Fallstudien zum Kernforschungsinstitut und zum Institut für Physik an der Warschauer Universität. Im ersten wurden führende Wissenschaftler jüdischer Herkunft und solche, die gegen die antisemitische Hetze protestierten, entlassen. Unter ihnen befand sich auch der Leiter einer wichtigen Abteilung, den Dahlmann als Bronisław B. vorstellt. Jeder, der einigermaßen die neueste Geschichte Polens und die der Physik kennt, weiß, dass es sich um Bronisław Buras

(1915–1994) handelt, der später in Dänemark forschte. Dahlmann weist darauf hin, dass das Institut für Physik an der Warschauer Universität Buras in Schutz nahm. Hier wäre hinzuzufügen, dass die antisemitische Kampagne an der Warschauer Universität von Fakultät zu Fakultät unterschiedlich verlief.

In den weiteren Kapiteln behandelt der Autor den Verlauf der Kampagne, die Reaktion der jüdischen Polen, wie es um die Akzeptanz und Ablehnung des Antisemitismus in der Gesellschaft aussah und dass es auch nichtjüdische Opfer gab.

Im Schlusskapitel versucht Dahlmann zu unterstreichen, dass die Kampagne nicht zentral gesteuert war oder gar, dass sie nicht »von der Arbeiterpartei ausgegangen« sei, sondern vielmehr von »bestimmten Kräften in der Partei« (S. 204). Es klingt ein wenig so, als wolle er Gomułka und seine Mannschaft in Schutz nehmen. Mit dieser These widerspricht Dahlmann zum Teil seinen eigenen Forschungsergebnissen. Die Kampagne verlief hierbei in der Provinz viel unauffälliger, auch wenn sich die lokalen Parteifunktionäre bemühten, eine entsprechende »Unterstützung« zu organisieren, etwa indem in den Betrieben unter Parteiobhut Kundgebungen mit antisemitischen und antiisraelischen Parolen veranstaltet wurden. Interessant sind in diesem Kontext Dahlmanns Verweise auf die Rolle der neuen Medien: In den Gegenden, in denen nur wenige Haushalte über einen Fernseher verfügten, ließ sich die antijüdische Hetze in dem Ausmaß, das sie in Warschau und auf zentraler Ebene annahm, nicht beobachten. Mit feinfühligem Instinkt dafür, wie Monopolparteien in autoritären Systemen agieren, spricht Dahlmann von dem Generationenkonflikt zwischen den alten Kadern einerseits, die noch ideologisch gesinnt waren und dabei oft für den Stalinismus Verantwortung trugen, und den jungen »hungrigen Wölfen« andererseits, die auf Posten und Beförderung auf Kosten der alten Funktionäre jüdischer Herkunft hofften. Eine solche Dynamik und solche Triebkräfte gehören jedoch durchaus zu der »Arbeiterpartei«, um den Begriff von Dahlmann noch einmal zu wiederholen.

Es ist die Krux des Historikers, dass er das Material, das er mit großem Aufwand zusammenträgt – zumal Dahlmann nicht nur in Archiven tätig war, sondern auch viele Personen befragte, Oral History betrieb –, verallgemeinern muss oder sich zumindest dazu berufen fühlt. Die Studie beeindruckt durch die Auswertung von Quellen verschiedenster Art sowie durch die äußerst sorgfältige und detaillierte Schilderung der Ereignisse, von den inneren Spannungen in der Partei bis hin zu den Studentenstreiks.

Monika Tokarzewska
Toruń

Wem gehört Auschwitz?



Imke Hansen

»Nie wieder Auschwitz!«

Die Entstehung eines Symbols und der Alltag einer Gedenkstätte 1945–1955

Göttingen: Wallstein Verlag, 2015,
312 S., € 34,90

Schon kurz nach der Befreiung von Auschwitz-Birkenau im Januar 1945 begann die turbulente und wechselhafte Geschichte von Auschwitz als Mahn-, Gedenk- und Pilgerstätte, als Museum, als Ort politischer Repräsentation und nicht zuletzt als Austragungsort heftiger Kontroversen um die Deutung der jüngeren Vergangenheit. Der Historikerin Imke Hansen, die mit ihrer Arbeit die erste Dekade dieser Geschichte untersucht, gelingt eine anschauliche, lebendige und vielschichtige Darstellung der Auseinandersetzungen, die die Etablierung der Gedenkstätte begleiteten. Zwar gehört die Arbeit in den Kontext der »Memory Studies«, die Autorin grenzt sich jedoch von den verbreiteten, kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheoremen ab, die, wie sie anmerkt, zur Homogenisierung und Hierarchisierung ihres Gegenstands neigen. In Hansens Fokus steht weniger die Geschichts- oder Erinnerungspolitik »von oben« als die Vielzahl unterschiedlicher Akteure – von Politikern und Journalisten bis zu den ehemaligen Häftlingen, den Mitarbeitern und Besuchern der Gedenkstätte –, die auf ihre Weise die Geschichte des Ortes prägten. Zur Frage danach, welche Geschichtsdeutungen und -repräsentationen sich in den Auseinandersetzungen um den symbolisch hoch aufgeladenen Ort gegenüberstanden, gehört für Hansen auch der mikrologische Blick auf den Alltag der Gedenkstätte und auf die Interaktion zwischen Mitarbeitern und Besuchern.

Bis 1950 war die Geschichte der Gedenkstätte geprägt von einer erstaunlichen Pluralität, vom Nebeneinander unterschiedlicher Akteure und Konzepte, von divergierenden Deutungen und Erzählungen, die friedlich zu koexistieren schienen. Narrative Grundbestandteile waren das polnische Martyrium, die Hervorhebung der Polen als Opfer, Widerstand und Heldenmut im Kampf gegen die Deutschen. Religiöse, nationalistische und kommunistische Deutungen fanden nebeneinander Platz und konnten ineinander übergehen. Viele grundlegende Fragen über Arbeitsweise und Ziele einer KZ-Gedenkstätte wurden bereits in den ersten Jahren diskutiert. Das Schicksal der Juden lief dagegen Gefahr, zu einem Randaspekt der Lagergeschichte gemacht zu werden; deutlicher Ausdruck dafür war die Vernachlässigung des Geländes von Birkenau. Aber auch

hier gab es gegenläufige Tendenzen, die nicht nur von jüdischen Verbänden ausgingen, sondern auch von einigen ehemaligen politischen Häftlingen.

Von 1950 an, mit der Konsolidierung der stalinistischen Herrschaft, wurde rigide in die Arbeit und Personalstruktur des Museums eingegriffen. Die »Jüdische Ausstellung« in Block 4 wurde um 1951 geschlossen, der ohnehin geringe Einfluss jüdischer Verbände ausgeschaltet. Neue Ausstellungsteile verbreiteten politische Botschaften, ohne auf die Lagergeschichte auch nur Bezug zu nehmen. Der Versuch, die ehemaligen Häftlinge als wichtigste Träger der Gedenkstättenarbeit zu entmachten, gelang jedoch nur teilweise. Vor allem von ihnen, die in Polen über beträchtliches »symbolisches Kapital« verfügten, kam Widerstand gegen die »Stalinisierung« der Gedenkstätte, wobei jedoch auch hier die Fronten nicht klar verliefen und sich keinesfalls mit einer schlichten Gegenüberstellung von Aufklärung und Ideologie beschreiben lassen.

Die Zuspitzung des Konflikts zwischen den Behörden und den ehemaligen politischen Häftlingen im Jahr 1953 läutete gleichzeitig eine erneute Wende in der Geschichte der Gedenkstätte ein. Stalins Tod und der Beginn der »Tauperiode« in Polen brachten auch für das Museum erweiterte Handlungsspielräume und eine neue Leitung. Mit Billigung der Staatsführung wurde nun die »Internationalisierung« der Gedenkstätte forciert. Zum zehnten Jahrestag der Befreiung wurde eine überarbeitete Dauerausstellung präsentiert, die weniger auf Ideologisierung als auf Identifikation setzte und die Besucher mit der Parole »Nie wieder Auschwitz!« entließ, als neuem Imperativ, dem sich alle anschließen konnten.

Die Forschungsarbeit von Hansen, die politik- und alltagsgeschichtliche Perspektiven ebenso verknüpft wie Fragen der Narration und Repräsentation, gewährt einen spannenden und facettenreichen Einblick in die Geschichte von Museum und Gedenkstätte. Es gehört zu den Stärken der Arbeit, dass sie zeigen kann, wie Positionen, die gemeinhin als konträr gedacht werden – etwa nationalistische und kommunistische Geschichtsinterpretationen – im Detail zerfließen, ineinander übergehen, sich gegenseitig verstärken, solange einige grundsätzliche Widersprüche ignoriert werden können. Die Analyse der beständigen Marginalisierung des »jüdischen Auschwitz« in der Gedenkstätte gerät dagegen etwas dünn. Wenn im Resümee die fehlende Repräsentation von Juden als Opfern mit der zögerlichen Intervention jüdischer Organisationen und vor allem mit den fehlenden jüdischen Mitarbeitern im Museum erklärt wird, zeigt sich eine Schwäche des akteursbezogenen und alltagsgeschichtlichen Ansatzes. Ohne eine systematische Einbeziehung etwa des Nachkriegs-Antisemitismus und der nationalen und antifaschistischen Sprach- und Diskursregeln kann man diese irritierende Leerstelle kaum zu fassen kriegen.

Katharina Stengel
Fritz Bauer Institut

Geschichte als Puzzlespiel



Christiane Schubert, Wolfgang Templin

Dreizack und Roter Stern.

Geschichtspolitik und historisches Gedächtnis in der Ukraine

Berlin: Metropol Verlag, 2015,
224 S., € 19,90

Affirmative Bezüge auf das Nationenkonstrukt einer geeinten Ukraine, wozu scheinbar

naturwüchsig ein patriotisches Volk gehört, sind ein durchgängiges Thema des Buches. Andere Kategorien, also Bezüge auf soziale Fragen, Gender oder gar eine notwendige Auseinandersetzung mit Rassismus, Antisemitismus oder der Ideologie des ukrainischen Faschismus, finden sich nicht. Das Buch lebt von schlichten dichotomischen Gegenüberstellungen eines als gut definierten Nationalismus auf ukrainischer Seite, während derselbe auf russischer Seite als imperial (S. 206) und aggressiv gegeißelt wird. Wenn das »patriotische Feuer« durch die »Dauer und Härte der Auseinandersetzungen auf dem Majdan« (S. 204) angefacht worden sei, klingt hier ein sehr heroisches Bild der Entstehung von Nationen an.

Die fragwürdigen Kategorisierungen setzen sich fort, wo es um die Betrachtung der durch die stalinistische Politik ausgelösten Hungerkatastrophe in der Ukraine geht und um den Holocaust. So heißt es: »Das erschütterndste nationale Trauma der Ukrainer, der Holodomor, hatte in den dreißiger Jahren nicht in allen Regionen gewütet, nahm aber in den Erinnerungen zahlreicher Menschen einen zentralen Platz ein« (S. 139). Ohne Frage war die Politik, die zum Hungertod von Millionen von Menschen vor allem in den Jahren 1932/33 führte, verbrecherisch und hat das kollektive Gedächtnis in der Ukraine geprägt. Die Frage ist jedoch, warum selbiges nicht auch für den Holocaust konstatiert wird. Stattdessen werden die ermordeten Jüdinnen und Juden implizit aus dem nationalen Kollektiv herausdefiniert, indem der Holocaust im Zusammenhang mit einem »nationalen Trauma« nicht einmal genannt wird.

Problematisch ist auch die Beschreibung und Bewertung der historischen Figur Stepan Banderas ebenso wie der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN). Was Schubert/Templin zum Thema schreiben, ist verharmlosend, falsch und nicht belegt. »Ein polnischer Biograf kommt der Realität wahrscheinlich nahe, wenn er in Stepan Bandera einen galizischen Abenteurer und Terroristen sieht [...]« (S. 58), behaupten die Autoren unüberprüfbar, da, so wird gleich im Vorwort dargelegt, aus »Gründen des Lesbarkeit« auf Fußnoten und Anmerkungen verzichtet wird und auch nur die »wichtigsten« Arbeiten im Literatur- und Quellenverzeichnis aufgeführt

sind. Nicht nur ukrainische NationalistInnen stilisieren Bandera zum Volkshelden, der doch vor allem für die Freiheit und Unabhängigkeit der Ukraine gekämpft und allenfalls aus strategischen Gründen mit den Nationalsozialisten kollaboriert habe, vor allem in der Westukraine ist (und auf dem Majdan war) dieses Bild von Bandera verbreitet. Erst die Kollaboration mit den Deutschen habe dann zu seiner späteren Einstufung als Faschist beigetragen (S. 57), behaupten Schubert/Templin und sehen großzügig darüber hinweg, dass zur Einstufung Banderas als Faschist vor allem beitragen könnte, dass er als Anführer einer faschistischen Terrororganisation einen ukrainischen faschistischen Staat nach Mussolinis Vorbild gründen wollte. Dass sich Bandera auf die Ideologie Dmytro Doncovs berief, mache die Sache zusätzlich kompliziert, finden Schubert/Templin, da dessen Schriften »radikalen Nationalismus, rassistische und antisemitische Elemente« (S. 57) enthielten. Doncov, selbst kein OUN-Mitglied, sah den ukrainischen Nationalismus als Teil der europäischen Faschismusbewegung. 1926 veröffentlichte er Auszüge aus seiner ukrainischen Übersetzung von Hitlers *Mein Kampf*, 1932 seine Übersetzung von Mussolinis *La Dottrina Del Fascismo*.

Beim Thema Nationalsozialismus offenbarten sich Wissenslücken: Beispielsweise wurde Bandera aus dem KZ Sachsenhausen nicht befreit (S. 63). Er wurde freigelassen. Das war 1944 und ist allein deshalb zumindest bemerkenswert.

»Im Frühjahr 1913 wurden dem 68. Jubiläum des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg über 700 Sendestunden gewidmet« (S. 181), so Schubert/Templin. Ein Lapsus, das kann passieren. Sollte es aber nicht zu oft. Innerhalb einer Buchseite wird die UPA einmal »Ukrainische Aufständische Armee«, einmal »ukrainische Aufstandsarmee« ausgeschrieben.

Die Silbentrennung ist bei russischen und ukrainischen Namen und Bezeichnungen grundsätzlich falsch. Diese Formfehler sind Ausdruck einer Inkonsequenz, Ungenauigkeit und fehlender Wissenschaftlichkeit, die sich auch inhaltlich und terminologisch deutlich zeigen. Als »Tag des Sieges« wird in Russland der 9. Mai gefeiert, nicht der 8. Mai (S. 176).

Dass Svoboda ebenso wie der Rechte Sektor bei den Parlamentswahlen im Oktober 2014 an der 5-Prozent-Hürde scheiterten, kann schwerlich als Indiz einer Demokratisierung der Ukraine gewertet werden. Wahlergebnisse sind eben nicht der einzige Indikator für rechte und rechtsextreme Tendenzen. Und: Wer eine extrem rechte Kraft wählen wollte, hatte andere Möglichkeiten als Svoboda.

Lara Schultz und Ingolf Seidel

Berlin

Architektur der Vernichtungslager



Annika Wienert

Das Lager vorstellen. Die Architektur der nationalsozialistischen Vernichtungslager

Berlin: Neofelis Verlag, 2015,

301 S., € 29,-

Die nationalsozialistischen Vernichtungslager in Belzec, Sobibór und Treblinka waren zwischen Frühjahr 1942 und Herbst 1943 Stätten der Ermordung von mindestens 1,7 Millionen Menschen. Im Rahmen der von den Nationalsozialisten so genannten »Aktion Reinhardt« wurden vor allem Jüdinnen und Juden aus Polen, aber auch aus anderen von den Deutschen besetzten Ländern und aus Deutschland in die Lager verschleppt. Unter den Opfern waren auch Sinti und Roma. Nur etwa 140 Menschen überlebten ihre Deportation, wenn es ihnen, wie in Sobibór und Treblinka nach Aufständen gegen die Lagerbesatzungen, gelang zu fliehen. Die Täter beseitigten die materiellen Spuren der Massenmorde nahezu vollständig. Die Bauten der Lager wurden abgetragen, die Leichen der Ermordeten verbrannt und ihre Asche verstreut. Die Lagergelände wurden umgenutzt. Zeugenschaft der Verbrechen ist daher nur bruchstückhaft überliefert. Annika Wienert widmet sich in ihrer Dissertation einem dieser Bruchstücke: der Architektur der drei Vernichtungslager.

Aus Forschungsliteratur und Quellenbeständen zu den Lagern arbeitet die Autorin deren Baugeschichte heraus. Sie weist auf Details und Kontingenzen in der Entwicklung der einzelnen Lager hin und kann dabei die in der bisherigen Forschung aufgestellten Hypothesen mit Erkenntnissen aus dem von ihr untersuchten Material ergänzen. So veranschaulicht sie, welchen Stellenwert Architektur im Bestreben der Lagerbesatzungen einnimmt, ihr alltägliches Mordhandwerk zu normalisieren. Wienert erarbeitet mit Kategorien der Architekturtheorie und der Urbanistik eine Typologie der Architektur der Vernichtungslager. Damit fordert sie diese Disziplinen dazu auf, die Geschichte der Architektur in Bezug auf die nationalsozialistischen Massenverbrechen fortzuschreiben und die gebaute Materialität der Vernichtungslager weitergehend zu erforschen. Als Untersuchungsmaterial zieht Wienert insbesondere bildliche Quellen heran, die in insgesamt 70 Abbildungen in der Studie abgedruckt sind. Neben Fotoalben der Täter beschäftigt sie sich eingehend mit Zeichnungen der Lager, die von Überlebenden angefertigt wurden. Den Erinnerungen der Überlebenden schreibt die Autorin eine besondere Evidenz zu, da Baupläne der Todeslager nicht überliefert sind. Sie behandelt die Zeichnungen erstmals als eigenständige Quellen.

Mit dem durch den Stadtforscher David Lynch entwickelten Konzept der Mental Map untersucht sie darin, wie die gebaute Materialität der Lager von den Überlebenden wahrgenommen wurde.

Anhand ihrer Studie zeigt Wienert auch auf, wie historisches Wissen und medial vermittelte Bilder zu den Vernichtungslagern sich wechselseitig beeinflussen. Dazu stellt sie künstlerische Arbeiten vor, die explizit die Architektur der Vernichtungslager thematisieren, und zeigt anhand der Forschungsliteratur und den Bildproduktionen von Gedenkstätten auf, wie Vorstellungen zu diesen Lagern überwiegend von Motiven anderer nationalsozialistischer Lager dominiert werden. Ein markantes Motiv in den visuellen Darstellungen der Vernichtungslager ist der Stacheldraht der Umzäunungen der Lager. Mit diesem Motiv werde, so Wienert, jedoch weder die bauliche Gestalt der Umzäunung, die von denen anderer Konzentrationslager stark abwich, noch das Geschehen im Lager wiedergegeben. Damit lasse sich das Lager nur als Gefangenschaft symbolisieren. Der Massenmord in Gaskammern und an Erschießungsstätten entziehe sich dagegen einer eigenständigen visuellen Repräsentation.

Diesem Umstand gegenüber fasst der Titel der Studie *Das Lager vorstellen* zwei Ansprüche der Autorin zusammen. Zwar markiere der Tod in den Gaskammern einen radikalen Bruch darin, was vorstellbar ist, doch gerade deshalb gelte es entgegen der Rede von der Unvorstellbarkeit der nationalsozialistischen Verbrechen, den Zeugnissen der Überlebenden in ihrer Detailliertheit Aufmerksamkeit zu geben. Zweitens stellt sie ihre Studie gegen Vereindeutigungen in den Darstellungen der Vernichtungslager. Wichtig ist für Wienert, am Begriff des Lagers festzuhalten. Einerseits, um damit auf konkrete Orte und konkrete Täterschaften zu verweisen. Andererseits wendet sie sich damit auch dagegen, die Geschichte des kleinen Teils der Opfer, die nicht unmittelbar nach ihrer Deportation ermordet wurden, sondern zunächst zur Mitarbeit am Mordprozess gezwungen wurden, zu verdrängen: »Nicht zuletzt zeigt der Begriff [des Lagers] an, dass die Opfer keinesfalls direkt in den Gaskammern starben, sondern im Lager beraubt wurden, Zwangsarbeit leisten mussten und misshandelt und gequält wurden.« (S. 16)

Die große Leistung von Annika Wienert besteht zuletzt auch darin, dass sie – neben ihrem Beitrag zu einer Grundlagenforschung zur Architektur der Vernichtungslager der »Aktion Reinhardt« – mit ihrer spezifischen Perspektive neue Fragestellungen für Auseinandersetzungen mit den nationalsozialistischen Massenverbrechen skizziert.

Martin Mauch
Frankfurt am Main

Spurensuche – Eine Jüdische Familiengeschichte



Lorenz S. Beckhardt

Der Jude mit dem Hakenkreuz. Meine deutsche Familie

Berlin: Aufbau Verlag, 2014,
480 S., € 24,95

Lange wusste Lorenz Schlomo Beckhardt nichts über seine jüdische Familiengeschichte. Dies war insofern erstaunlich, als das gesamte Dorf, in dem er 1961 geboren und aufgewachsen war, – das idyllische Sonnenberg bei Wiesbaden – »darüber« Bescheid wusste. Seine Eltern betreiben ein kleines Lebensmittelgeschäft. Obwohl es in dem Dorf eigentlich eine Monopolstellung hat, bleibt ein Teil der freundlichen Sonnenberger der deutschen Losung »Kauft nicht bei Juden!« treu. Erst als seine Eltern den Laden 1977 verkaufen, betreten diese Sonnenberger wieder das Geschäft.

Auch über die Fluchtgeschichte seines Vaters nach England wusste der junge Lorenz nichts. Er wusste nur, dass sein Vater lange in England gelebt hatte. Dorthin gelangt war er als jüdisches Flüchtlingskind. Beckhardts Eltern waren Kaufleute, über ihre schmerzhafte Biografie als Kinder von Verfolgten sprachen sie nicht gerne.

In umfänglicher Weise zeichnet der Wissenschaftsjournalist Beckhardt seine jüdische Familiengeschichte nach. Sein Großvater Fritz gehörte als Kampfflieger im Ersten Weltkrieg zu den höchstdekorierten deutschen Soldaten. Für den Enkel anfangs verstörend war ein Foto, auf dem sein Großvater in einem Doppeldecker saß; auf dessen Rumpf prangte ein großes Hakenkreuz. Für seinen Großvater war dies ein persönliches Glückssymbol. Er verstand sich durch und durch als deutscher Jude.

Zu den Anfängen von Beckhardts familiärer Spurensuche: 1972 schicken seine Eltern ihn in ein katholisches Internat in Bonn. Der junge Jude geht regelmäßig in den Gottesdienst, wird Messdiener. Dann, Ende der 1970er Jahre, der politische Aufbruch, der Protest: »Schulterlange hennarote Locken, ein Palästinensertuch um den Hals« (S. 451). Er fühlt sich als Linker, übernimmt als 20-Jähriger auch die antisemitischen – sich irrtümlich als »internationalistisch« gerierenden – Überzeugungen eines nicht unbeträchtlichen Teils der Linken. Als ihn seine Familie zu einem Besuch zu Verwandten nach Israel schickt, lässt der junge »Revolutionär« vernehmen, dass er die Politik Israels ablehne: »Ihr habt nichts aus der Geschichte gelernt«, schimpfe ich. »Die Nazis haben euch unterdrückt. Jetzt macht ihr

das Gleiche mit den Palästinensern.« (S. 456) Und doch war er mit großer Freude am Ben-Gurion-Flughafen empfangen worden.

Das Bemühen von Lorenz, seinen israelischen Verwandten zu beweisen, dass junge deutsche Linke wirklich nichts über ihre Geschichte wissen, bleibt nicht ohne Folgen: Was sollten seine Verwandten mit ihm anfangen? Ob er nichts über das Schicksal seiner Familie wisse? Nein, davon hatte er wirklich keine Ahnung.

Wenig später möchte Lorenz den Kriegsdienst verweigern. Zu seinem ungläubigen Erstaunen klärt ihn ein Verwandter darüber auf, dass er doch Jude sei – und als Nachkomme von jüdischen Verfolgten nicht zur Bundeswehr müsse. Diese Erfahrung wird, viele Jahre später, zum Ausgangspunkt einer schmerzhaften Forschung zur Familienbiografie.

Bei einem Besuch in einem Antiquariat in Israel übergab man ihm ein Buch über deutsch-jüdische Fliegerhelden, auf dem ein Kampfflugzeug abgebildet war. Geschmückt war es mit einem überdimensionalen Hakenkreuz. Ausführlich porträtiert wurde in diesem Werk Lorenz' Großvater Fritz, der aus dem Ersten Weltkrieg als der höchstdekorierte Jude zurückkehrte. Lange lebte er in der Illusion, dass er als jüdischer Pilot geschützt sei.

1950 kehrt Fritz Beckhardt gemeinsam mit seiner Frau Rosa Emma und seinem 23-jährigen Sohn wieder nach Deutschland zurück, aus innerer Überzeugung. Er hatte zwei Jahre Untersuchungshaft und das KZ Buchenwald überlebt. Fritz und Emma waren nach Portugal, 1941 nach England emigriert. 1950 dann die Rückkehr in das Heimatdorf.

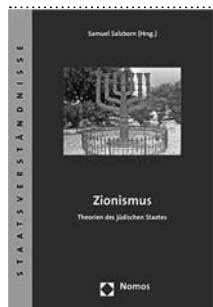
Immer wieder zeigen ihnen die Dorfbewohner, dass sie unerwünscht sind. Die erneute Begegnung mit den von ihnen vertriebenen Juden weckt in ihnen Schuldgefühle. Dies lassen sie die Rückkehrer spüren. Nach mehrjährigen Prozessen erhält Fritz einen Teil seines »arisierten« Vermögens zurück. Die quälenden Prozesse um die »Wiedergutmachung« haben aber seine Gesundheit zerstört.

Die Liebe zu Deutschland hat ihn blind gemacht. Auf Fotos und in den Beschreibungen erleben wir einen zunehmend verzweifelnden, schwer traumatisierten Menschen: »Bis zum 8. Mai 1945 galten Juden in den Augen der »arischen« Mehrheit ausnahmslos als reich. Tags darauf mussten sie beweisen, jemals etwas besessen zu haben.« (S. 368) Gegen Ende seines Lebens erkennt Fritz die ablehnende Haltung eines Teils der deutschen Bevölkerung und der deutschen Behörden. 1962 stirbt er, verbittert, nach mehreren Schlaganfällen.

Dem Anfang wohnt das Ende inne: Beckhardt beginnt seine Spurensuche mit der Szene seiner – sehr verspäteten – Beschneidung: Im Alter von 45 Jahren möchte er seinen ihm früher verwehrt jüdischen Namen tragen, sich auch öffentlich zu seinem Judentum bekennen: »Es schmerzt, aber es fühlt sich gut an«, lautet der erste Satz seines Buches. Beckhardt hat ein eindringliches, auch bestürzendes Buch vorgelegt.

Roland Kaufhold
Köln

Einheit und Pluralität des Zionismus



Samuel Salzborn (Hrsg.)
Zionismus. Theorien des jüdischen Staates
Baden-Baden: Nomos Verlag, 2015,
211 S., € 39,-

Die Publikationsreihe »Staatsverständnisse« (Nomos Verlag) verfolgt das Ziel, klassische Theoretiker und neuzeitliche Ideen des Staates vorzustellen. Im vergangenen Jahr erschien, herausgegeben von dem Göttinger Politikwissenschaftler Samuel Salzborn, der mittlerweile 76. Band der Reihe. Er widmet sich dem Zionismus.

Die dort versammelten Beiträge sollen vor allem, so betont Salzborn einleitend, »die Pluralität in der Diskussion um den jüdischen Staat sichtbar machen« und anhand politischer, kultureller und religiöser Dimensionen nicht nur »die Verbindung zu anderen Überlegungen der staatsrechtlichen Diskussion« aufzeigen, sondern auch die »Spezifik des Zionismus« (S. 9) herausstellen. Entsprechend porträtieren die Beiträge zwar einschlägig bekannte, doch aber in vielerlei Hinsicht divergierende Vordenker und Protagonisten des Zionismus. Volker Weiß etwa erinnert in seinem Aufsatz an Moses Hess, den »Pionier einer revolutionären zionistischen Idee«, und dessen »Vision eines demokratischen und sozialistischen Judenstaates« (S. 32), während Kay Schweigemann-Greve Martin Bubers politisch-theologisches Ideal eines libertärsozialistischen »Königtums Gottes« (S. 167) darstellt.

Solche unterschiedlichen Vorstellungen über die staatliche Verfassung des zu errichtenden Judenstaates mögen in die staatsrechtliche Diskussion überhaupt integrierbar sein und können »oft als allgemeine Folien hinter die Etablierung politischer Systeme gelegt werden [...], ohne direkt auf ein konkretes politisches System anwendbar zu sein«. (S. 9) Die Diskussionen über den Zionismus korrelieren indes unmittelbar auch mit der Errichtung des Staates Israel und verknüpfen auf einzigartige Weise philosophische Theorie und politische Praxis. Carsten Schliwski betont entsprechend, dass etwa Leon Pinskers Idee einer säkularen jüdischen Nation und der daran geknüpften Forderung nach »Autoemancipation« zwar »eine eher unbedeutende Episode in der Geschichte des Zionismus« darstelle, dennoch »unabdingbar für den Zionismus seit Herzl sein sollte« (S. 50).

Der zum »wichtigsten Symbol des Zionismus« (S. 90) stilisierte Theodor Herzl, führt Andrea Livnat in ihrem Beitrag aus, sei indes kein großer Theoretiker gewesen: »Es sind seine Taten, die in die

Geschichte eingingen« (S. 75). So mag sich dessen Staatstheorie zwar zwischen Utopie und Pragmatismus bewegen, von Bedeutung ist aber die Schaffung eines organisatorischen Rahmens, der der pluralen zionistischen Bewegung, »trotz der Konflikte zwischen den unterschiedlichen Parteien, die Möglichkeit eröffnete, als politischer Akteur aufzutreten«. Auch Chaim Weizmann sei vor allem aufgrund seiner pragmatischen Politik zu einer der bedeutenden Figuren des Zionismus geworden. Evyatar Friesel legt dar, dass zwar zunehmend auch Weizmanns ideologische Rolle Anerkennung findet. Seine Idee des »synthetischen Zionismus« habe für Flexibilität im zionistischen Lager gestanden, sei aber selbst pragmatisch motiviert: »Das wahre Leben zwang die Zionisten (und später die Israelis) zum Kompromiss, zum Mittelweg, zur politischen Moderation.« (S. 152)

Die einzigartige Spezifik des Zionismus ist darüber hinaus auch durch ein negatives Moment gekennzeichnet. Maßgeblichen Zionisten ging es »nicht um die Erneuerung jüdischer Identität, sondern um die Rettung vor dem Antisemitismus« (S. 83). Entsprechend seien antisemitische Eskalationen für zionistische Pioniere als »Erweckungserlebnis« zu deuten: bei Moses Hess die Ausschreitungen von Damaskus 1840, bei Pinsker die Pogrome 1881/82 in Russland und bei Herzl die Dreyfus-Affäre. Mit Eduard Bernstein findet daher auch einer der führenden Sozialdemokraten der Jahrhundertwende Einzug in den Sammelband, obwohl er selbst sich niemals als Zionist verstand. Er begriff aber »die jüdische Nationalbewegung als nachvollziehbare und unterstützenswerte Reaktion auf den immer aggressiver werdenden Antisemitismus« (S. 53). Sebastian Voigt illustriert Bernsteins prozionistische Haltung aus dessen Pragmatismus heraus und urteilt, dass er »mit seiner revisionistischen Position [...] an der gesellschaftlichen Realität näher dran [war] als seine dogmatischen, theoriefixierten Parteigenossen« (S. 72).

Pragmatische Erwägungen spielen für den religiösen Zionismus und sein bis heute vorhandenes Mobilisierungspotential indes eine untergeordnete Rolle. Steffen Hagemann skizziert die in der lurianischen Kabbala fundierte Interpretation des Messianismus durch Abraham Isaak Kook und betont die darin angelegte aktivistische Dimension. Die »eschatologischen Heilserwartungen der passiven, quietistischen Orthodoxie« würden »in ein aktivistisches Programm der Besiedelung des Landes gewendet werden« (S. 134). Salzborn gilt es aber nicht als Widerspruch, dass die pragmatischen Erwägungen zur Abwehr des Antisemitismus sich bisweilen mit religiösen oder kulturellen Motiven in restaurativen wie erneuernden Bestrebungen um das Selbstverständnis jüdischer Identität in der Moderne kombinieren. Er konstatiert: »Gerade die Kombination aus politischen und religiösen Motiven zeigt, dass Israel zu Recht als Staat sui generis gilt, also als einziger und besonderer Staat, der durch sich selbst eine eigenständige Klassifizierung bildet.« (S. 10)

Nico Bobka
Frankfurt am Main

Insideranalysen eines Außenseiters



Alfred Sohn-Rethel

*Die deutsche Wirtschaftspolitik im
Übergang zum Nazifaschismus.*

Analysen 1932–1948

Hrsg. von Carl Freytag und Oliver
Schlaudt.

Freiburg: ça ira Verlag, 2015,
510 S., € 26,–

Obleich einige der hier versammelten Schriften in Deutschland bei Suhrkamp (1973) und Wagenbach (1992), in England (1987) und Italien (1978), den Niederlanden (1975) und Dänemark (1975) veröffentlicht wurden, gerieten sie in Vergessenheit. Mit dem vorliegenden zweiten Band der Schriften Alfred Sohn-Rethels machen die Herausgeber nicht nur die Texte der beiden vergriffenen deutschen Ausgaben zugänglich, sondern veröffentlichen die erste Edition aller seiner Arbeiten zur politischen Ökonomie des Nationalsozialismus. Neben einem einleitenden Aufsatz Freytags zum biographischen Kontext und zur Rezeption der Schriften zeichnet sich die Ausgabe durch eine sorgfältige Kommentierung der einzelnen Texte, deren Nachweis, ein Glossar und ein Personenregister aus. Zu bemängeln ist lediglich das Fehlen einer Beurteilung der Analysen Sohn-Rethels vom gegenwärtigen Forschungsstand aus.

Diese verdienen nach wie vor in mehrfacher Hinsicht Aufmerksamkeit. Zuerst aufgrund der Bedingungen ihrer Entstehung, die in der Einleitung Freytags und in Erinnerungen Sohn-Rethels dargestellt werden. Sohn-Rethels Analysen beruhen auf den Beobachtungen, die er während seiner von 1931 bis 1936 währenden Arbeit in Institutionen im Umfeld des Mitteleuropäischen Wirtschaftstags (MWT) gemacht hat: von 1931 bis 1934 als wissenschaftliche Hilfskraft beim MWT, von 1934 bis 1935 als Sekretär des Deutschen Orient-Vereins und 1935 als Geschäftsführer der Ägyptischen Handelskammer für Deutschland. Auf diesen Stationen erhielt er als marxistischer Intellektueller in Camouflage Einblicke in die Arbeit des MWT, die sonst nur den wirtschaftlichen und politischen Eliten vorbehalten waren. Diese Informationen über die Vermittlungsbemühungen des MWT, die auf den Ausgleich zwischen den widerstreitenden Interessen der neuen technischen und chemischen Industrieunternehmen und denjenigen der Schwerindustrie und der Großagrarier zielten, gab er im Rahmen seiner illegalen politischen Arbeit an kommunistische Untergrundgruppen weiter. Um sein geringes Gehalt aufzubessern, verfasste er in dieser Zeit zusätzlich Analysen zur deutschen Wirtschaftspolitik in Mittel- und Südosteuropa, die er in Publikationsorganen des MWT, den *Deutschen Führerbriefen*

und dem *Deutschen Volkswirt* veröffentlichte. An die Sprache der Abnehmer angepasste Schreibarbeiten aus der Perspektive des deutschen Kapitals, die die erste Werkgruppe des Bandes ausmachen.

Eine dieser Arbeiten, eine Klassenanalyse mit dem Titel »Die soziale Rekonsolidierung des Kapitalismus«, die er im September 1932 gemäß den Richtlinien der *Führerbriefe* anonym veröffentlichte, sorgte in der kommunistischen Bewegung für Aufsehen. Dieser spielte er den Aufsatz anonym zu, um sie vor der für die Rekonsolidierung des Kapitalismus notwendigen und den Interessen der wirtschaftlichen Eliten entsprechende Spaltung der Arbeiterklasse durch SPD und NSDAP zu warnen und sie zu einer konsequenten revolutionären Praxis zu bewegen. Tatsächlich wurde der Aufsatz von der kommunistischen Presse aufgegriffen und als sensationelle Insiderenthüllung der politischen Strategie des Kapitals für die Agitation benutzt. Erst 1970, als der Text im *Kursbuch* wieder veröffentlicht wurde, bekannte sich Sohn-Rethel zu seinem Coup, was für Anfeindungen von Seiten derjenigen Marxisten sorgte, die den Text weiterhin als ein Hauptbeweisstück für die Agententheorie behandeln wollten (S. 24 f.).

Die auf Georgi Dimitrow zurückgehende Theorie, der zufolge die Nationalsozialisten bloß terroristische Agenten der besonders reaktionären, imperialistischen Teile des Kapitals gewesen seien, bildete lange Zeit das Dogma der sowjettreuen Faschismusanalysen. So wie Sohn-Rethel überhaupt mit seiner intellektuellen Arbeit einen eigenwilligen Weg verfolgte und Zeit seines Lebens Außenseiter blieb, so widersetzten sich auch seine Analysen des Verhältnisses von Politik und Ökonomie im Nationalsozialismus der damals vorherrschenden marxistischen Dogmatik und der fortwährenden interessierten Apologetik, die keinen Zusammenhang zwischen kapitalistischer Produktionsweise und faschistischer Krisenlösung erkennen will. Diese Arbeiten, die die zweite Werkgruppe des Bandes bilden, verfasste Sohn-Rethel im Exil, angesichts der drohenden Verhaftung war er 1936 geflohen. Auf der Grundlage seiner im MWT gewonnenen Erkenntnisse bemüht er sich um Analysen der Struktur, der Konflikte und der Dynamik der politischen Ökonomie des Nationalsozialismus. Mit klarem Blick analysiert er die Interessenkonflikte zwischen den unterschiedlichen Kapitalfraktionen und innerhalb der NSDAP und kommt 1938 zu einer Einschätzung des Verhältnisses zwischen Partei und wirtschaftlicher Elite, die zugleich eine implizite Kritik der Agententheorie ist: »Die Faschistenpartei ist der Knecht der Bourgeoisie, aber nur in dem Verhältnis, daß sie über ihrer Bourgeoisie im Sattel sitzt und diese mit Sporen und Kandare ihre eigenen Bahnen reitet.« (S. 332)

Jérôme Seeburger
Leipzig

Ende der Zeugenschaft



Peter Huth (Hrsg.)

Die letzten Zeugen. Der Auschwitz-Prozess von Lüneburg 2015.

Eine Dokumentation

Hrsg. von Peter Huth unter Mitarbeit von Philipp Heinemann, Kai Feldhaus, Laura Gehrman, Torsten Hasse, Anne Losensky, Axel Sturm und Anja Wieberneit, mit einem Nachwort von Hans-Christian Jasch. Stuttgart: Reclam Verlag, 2015, 277 S., € 12,95

Selten schreiben Justizjuristen Rechtsgeschichte. Selten auch haben sie den Horizont, rechtsvergleichend zurückzublicken und die herrschende Rechtsprechung kritisch zu untersuchen.

2008 initiierte Thomas Walther, der sich wenige Jahre vor seinem Ausscheiden aus dem Justizdienst an die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg hatte versetzen lassen, Vorermittlungen im Fall John Demjanjuk. Der in Israel beinahe einer Personenverwechslung zum Opfer gefallene einstige ukrainische Hilfswillige war nicht »Iwan der Schreckliche« des Vernichtungslagers Treblinka. Doch Demjanjuk war Trawniki-Mann im Todeslager Sobibór gewesen. Sobibór war der bundesdeutschen Justiz nicht unbekannt. 1965/66 hatte das Landgericht (LG) Hagen gegen 12 SS-Angehörige des Lagers verhandelt und war zu dem Urteil gelangt, dass das Vernichtungsgeschehen in der Mordstätte als eine Tat, als natürliche Handlungseinheit im Rechtssinne zu betrachten sei. Mitgewirkt an der Ermordung der ins Lager deportierten Juden hatten alle Mitglieder der SS-Besatzung, gleichviel, welche Tätigkeiten sie ausgeübt hatten. Die Rechtsauffassung war nicht neu. Bereits im Chelmo/Kulmhof-Prozess 1962/63 vor dem LG Bonn und im Treblinka-Prozess 1964/65 vor dem LG Düsseldorf betrachteten die Gerichte den Massenmord in diesen Lagern als ein einheitliches Geschehen, als eine Handlung.

Walther, durch seine Arbeit in Ludwigsburg und durch ihre Folgen fraglos zur historischen Gestalt geworden, fragte sich, warum ein Wachmann nicht ebenso wie ein vom LG Hagen verurteilter Sobibór-Buchhalter Beihilfe zum Mord geleistet habe. Indem er sich auf eine Rechtsauffassung besann, die in den 1960er Jahren Anwendung gefunden hatte und auch vom Bundegerichtshof bestätigt worden war, erweckte er die Zentrale Stelle aus ihrem Tiefschlaf. Man erinnerte sich zum Beispiel an eine Aufstellung von mehr als 4.000 SS-Angehörigen von Auschwitz, die die Frankfurter Staatsanwaltschaft

erarbeitet hatte. Nunmehr ging die Vorermittlungsstelle nicht mehr nur den vormals allein verfolgten »unerträglichen Fällen« nach, sondern ermittelte gegen jedes »Rädchen« der Vernichtungsmaschinerie.

Ein jüngstes Ergebnis des Erwachens der Strafjustiz in Sachen NS-Verbrechen, der Aufgabe einer verheerenden Justizpraxis, ist der Lüneburger Prozess gegen Oskar Gröning gewesen. Der Angeklagte hatte in der »Häftlingseigentumsverwaltung« gearbeitet, Hab und Gut der Deportierten sortiert und zum Wohle des deutschen Volkes ins Reich versandt. Mitte 2015 verurteilte das LG Lüneburg Gröning wegen »Beihilfe zum Mord in dreihunderttausend rechtlich zusammentreffenden Fällen« zu einer Freiheitsstrafe von vier Jahren. Journalisten der Berliner Tageszeitung *B.Z.* haben das Verfahren verfolgt und seinen Verlauf dokumentiert. Ihr Anspruch war, »genau das aufzuschreiben, was im Prozess gesagt wurde – unkommentiert, unbewertet und ungewichtet« (S. 7). Für die Prozessberichterstattung in der Zeitung mag diese Methode genügen, nicht aber für eine Buchpublikation, selbst dann, wenn einer der Journalisten die Berichte anhand anderer Quellen ergänzt hat. Statt des Nachwortes des Historikers Hans-Christian Jasch, das nicht frei von Unrichtigkeiten ist, hätte eine umfangreiche Einleitung die Geschichte sowohl von Auschwitz als auch der Auschwitz-Prozesse darstellen müssen. Auf der Grundlage der bereitgestellten Informationen hätten Leserinnen und Leser sodann die Berichterstattung über den durchaus außergewöhnlichen Prozess nachvollziehen können. Die protokollierten Zeugenaussagen bedürfen der Kommentierung. Unklare Angaben über Lagerabschnitte in Birkenau werden nicht verdeutlicht, unvollständige Häftlingsnummern (S. 45) nicht ergänzt, rätselhafte Aussagen (S. 125) nicht richtiggestellt. Die Herausgeber begnügen sich mit gerade mal 19 Anmerkungen (S. 255–257). Wichtig wäre auch gewesen, die spezifische Rolle der Zeugen zu klären, die keine »Tatzeugen« im herkömmlichen Sinne mehr waren, kein »Beweismittel«, dessen Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit hinsichtlich der bekundeten Tatvorwürfe vom Gericht nach Recht und Gesetz geprüft worden wäre. Dieser bemerkenswerte Wandel der Opferzeugen vom Tat- zum Erinnerungszeugen, die als Überlebende und gar als Nachgeborene (die Zeuginnen Judith und Ilona Kalman sowie Henriette Beck) vom erlittenen Leid und vom Trauma des Lebens nach dem Überleben zu erzählen wissen, hätte in dem Buch reflektiert werden müssen.

Ein Vergleich mit den milden Strafen im Frankfurter Auschwitz-Prozess für Gehilfen, die direkt und konkret im Sommer 1944 an der »Abwicklung« von Transporten beteiligt gewesen waren, hätte zudem ein Licht auf das im Vorwort zu Recht angeprangerte »Versagen der deutschen Justiz« (S. 7) geworfen. Die unterlassene Kontextualisierung der Dokumentation des Gröning-Prozesses mindert den Wert des ansonsten wichtigen und verdienstvollen Buches.

Werner Renz
Fritz Bauer Institut

Nicht vergessen und nicht vergeben



**Ursula Wamser, Wilfried Weinke
(Hrsg.)**

»Ich kann nicht vergessen und nicht vergeben«.

Festschrift für Lucille Eichengreen

Hamburg: Konkret Literatur Verlag, 2015,
175 S., € 15,-

Am 1. Februar 2015 wurde Lucille Eichengreen 90 Jahre alt. Wäre es nach den Nationalsozialisten gegangen, hätte sie dieses Alter nicht erreicht. Sie hat ein Getto und mehrere Lager überlebt. Als Cecilie Landau in Hamburg geboren, wurde sie im Herbst 1941 gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Schwester in das Getto von Litzmannstadt/Łódź verschleppt. Ihre Mutter starb im Sommer 1942 völlig entkräftet im Getto, ihre Schwester wurde wenig später während der dramatischen Tage im September 1942, die die Gettobewohner »Sperre« nannten, ins Vernichtungslager Chelmno/Kulmhof deportiert und dort in Gaswagen ermordet. Ihren Vater hatten die Nationalsozialisten bereits früher im Konzentrationslager Dachau getötet.

Zum runden Geburtstag im letzten Jahr haben zwei langjährige Freunde Lucille Eichengreens aus Hamburg, Ursula Wamser und Wilfried Weinke, ihr zu Ehren eine Festschrift herausgegeben. Freunde, Wissenschaftler und Gedenkstättenleiter, Politiker, Journalisten und Lehrer sind es etwa, die hier über Eichengreen und ihre Begegnungen mit ihr schreiben. Reaktionen von Schülerinnen und Schülern auf Gespräche mit ihr sind abgedruckt. Vorworte zu ihren Büchern finden sich ebenso im Band wie Texte von Eichengreen selbst.

Lucille Eichengreen hat in einem Interview gesagt – und dieses Zitat gibt dem Band seinen Titel: »Ich kann nicht vergessen und nicht vergeben.« In einer ihrer Reden, die in der Festschrift abgedruckt sind, erklärt sie: »Ich bin in den letzten Jahren nach Lesungen aus meinen Büchern wiederholt gefragt worden, warum ich so unversöhnlich sei. Zurückgefragt: Ist es wirklich unverständlich, dass mir Versöhnen oder gar Verzeihen so schwer fällt, da mir die liebsten Angehörigen auf menschenverachtende Weise genommen wurden? Ich spreche heute zu Ihnen als einzige Überlebende meiner Familie.« (S. 146)

Sie kommt seit Jahren immer wieder nach Deutschland, redet vor Schulklassen und Studierenden über das Furchtbare, das sie erlebt hat; ich selbst traf sie zum ersten Mal in Łódź, als sie einer Gruppe von Studierenden aus Gießen vor Ort vom Getto berichtete. Mehrere Bücher über das Erlebte hat sie, die im Getto im Archiv die

Sekretärin Oskar Singers war und die uns Forscherinnen und Forschern daher so viele Informationen über die Arbeit in diesem Archiv geben konnte, geschrieben. Sascha Feuchert, einer der Herausgeber der Lodzer Gettochronik, beschreibt in der Festschrift Eichengreens wichtige Rolle bei den Arbeiten an dieser Edition.¹

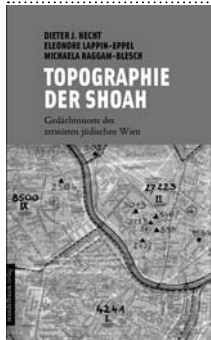
Sie sagt und schreibt auch Unbequemes, redet nicht einer oberflächlichen Gedenkkultur nach dem Mund. Habbo Knoch merkt darüber im vorliegenden Band an: »Sie spricht kontrolliert, nicht emotional, sie bezeugt, sie malt nicht. Sie verweigert sich damit medialen Konventionen des Umgangs mit dem Holocaust, gerade indem und wie sie darüber spricht. Ihre nicht zu verfehlende Sperrigkeit ist nicht nur Ausdruck einer tiefen Unversöhnlichkeit, weil ihr falsche Läuterung der Täter und ihrer Nachkommen zuwider ist, sondern auch ein Medium, um die Distanz zwischen ihren Zuhörern und ihrem vergangenen Erleben des Geschehens aufrechtzuerhalten.« (S. 54 f.)

Es ist ein sehr persönliches Buch, herausgegeben von zwei Nachgeborenen, die aber in ihrem einleitenden Text schreiben: »Wir kennen Lucille schon seit ihrer Schulzeit«. Wer wissen möchte, wie dies gemeint ist, der möge in diese schöne Festschrift hineinschauen. Dort abgedruckt ist auch Lucille Eichengreens Rede zur Vorstellung der Lodzer Gettochronik in Gießen am 15. November 2007. Die Rede, in der sie davon spricht, dass die Chronik Teil ihres Lebens und sie selbst ein Teil der Chronik sei, hat mich damals sehr bewegt. Hoffentlich findet sie jetzt noch viele neue Leser.

Andrea Löw
München

1 *Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt 1941–1944 [Bd. 1–4], Supplemente und Anhang [Bd. 5]*, hrsg. von Sascha Feuchert, Erwin Leibfried und Jörg Riecke, Göttingen 2007.

Zur Topographie der Shoah in Wien



Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch

Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien

Wien: Mandelbaum Verlag, 2015, 380 S., Abb., € 29,90

»Wer dort etwas zu finden meint, hat es wohl schon im Gepäck mitgebracht«, schrieb

Ruth Klüger, Überlebende mehrerer Lager in ihrer Autobiographie *weiter leben* über die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau. Sie weist damit darauf hin, dass die Verknüpfung von historischen Geschehnissen mit konkreten Gebäuden oder Arealen eine eigene Erfahrung oder Wissen voraussetzt. Das »Hier war es« von Erinnerungszeichen und -inschriften, mit denen mittlerweile zahlreiche Ereignisorte im öffentlichen Raum markiert sind, zeugt zwar von einer Sichtbarkeit der Informationen und des Erinnerns, doch bedeutet es immer auch Reduktionen, Auswahl und Auslassungen.

Der Publikation *Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien* gelingt der Versuch, den städtischen Raum von Wien mit den Erzählungen und Dokumenten zur nahezu vollständigen Auslöschung ihrer jüdischen Gemeinde in den Jahren 1938 bis 1945 zu verknüpfen. Wer die Veröffentlichung in die Hand nimmt, ahnt bereits vor dem ersten Blick in das Buch aufgrund des Gewichts und Umfangs einerseits, dass hier ein detaillierter Blick auf die jüdische Geschichte der Stadt und ihre zahlreichen Orte gewährt wird, andererseits aber auch etwas über das Ausmaß und die Auswirkungen der Ereignisse selbst. Dabei ist, und das betonen die Autor/innen in ihrem Nachwort, auch diese historische Erzählung von einer Auswahl bestimmt, indem »einzelne Aspekte der Verfolgungs- und Überlebensgeschichte an exemplarischen Orten festgemacht« (S. 549) werden, die als »Zentren des Geschehens« (ebd.) oder als »paradigmatische Orte« (S. 550) herausgestellt werden. Wien hatte vor 1938 mit mehr als 167.000 Mitgliedern die drittgrößte jüdische Gemeinde in Europa, rund zwei Drittel von ihnen gelang (zunächst) die Flucht, mehrheitlich vor Beginn des Zweiten Weltkriegs. Von denjenigen, die in der Stadt blieben, wurden die meisten ermordet. Im Dezember 1945 gaben in ganz Österreich 3.955 Menschen an, jüdisch zu sein.

Die Autor/innen widmen sich in ihren Darstellungen konsequent der Sicht der Wiener Juden/Jüdinnen. Die Grundlage bilden dabei neben Aktenbeständen und Archivmaterial autobiographische Texte und Briefe der Verfolgten sowie Interviews mit Überlebenden.

So werden die Ereignisse sowohl als Überblick als auch aus der Sicht von Individuen dargestellt, die konkret mit den antijüdischen Maßnahmen und Verfolgungen konfrontiert waren und Strategien für ein Leben und Überleben angesichts dieser Bedrohungen zu entwickeln versuchten. Dabei entschieden sich die Autor/innen für eine chronologische Ordnung ihrer Kapitel, beginnend mit dem »Anschluss«-Pogrom im März 1938 bis zu den Deportationen in die deutschen Vernichtungsstätten in Osteuropa und dem Überleben in der Stadt und bildeten dabei wiederum thematische Schwerpunkte aus, so zur jüdischen Zwangsarbeit oder zu »Sammelwohnungen«. Sie beleuchten so eine Vielzahl von bekannten und bisher unbekanntem Aspekten mit Blick auf den öffentlichen und privaten Raum der Stadt. Besonders deutlich werden dabei die Veränderungen in der Nutzung und Bedeutung, die die Räume infolge der antijüdischen Maßnahmen erfahren haben. Um nur drei Beispiele aus den detailreichen Schilderungen hier anzuführen: Der Westbahnhof im XV. Bezirk, für die nichtjüdische Wiener Bevölkerung weiterhin ein Ort des täglichen Nah- und Fernverkehrs, wurde sowohl zu einem Ort nationalsozialistischer Machtdemonstrationen als auch der Deportationen in die Konzentrationslager und Vernichtungsstätten sowie Ausgangspunkt für die (zunächst rettende) Emigration (S. 222 ff.). Jüdische Einrichtungen unterlagen zahlreichen Funktionswandel; so diente eine Talmud-Thora-Schule in der Malzgasse 2 des II. Bezirks ab dem 20. November 1939 als Altersheim, nach seiner Auflösung im Juni 1942 als Sammelager für Deportationstransporte und ab November 1942 als jüdisches Spital (S. 246), und die großen unbelegten Areale der neu eingerichteten jüdischen Abteilung auf dem Zentralfriedhof (4. Tor) wurden ab Juli 1940 von der Israelitischen Kultusgemeinde zur Durchführung von Sommerkursen für Kinder und Jugendliche sowie zum Anbau von Obst und Gemüse zur Versorgung von Krankenhäusern und Altenheimen genutzt (S. 309 ff.).

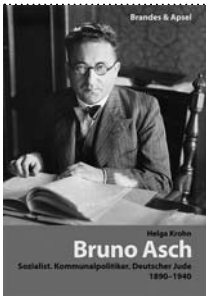
Der Band zeigt eindrücklich, wie die Entrechtung, Verfolgung und Deportation den öffentlichen und privaten Raum immer weiter beschränkten und einengten – Erzählungen und Erkenntnisse, denen die wenigen materiellen Erinnerungsorte im städtischen Raum kaum gerecht werden können.

Es wäre den Autor/innen zu wünschen, dass zum einen in den kommenden Jahren die Forschungen zu Wien weitergeführt werden und so das Gedächtnis der Stadt immer weiter verfeinert wird und zum zweiten, dass neben Büchern weitere Medien hinzugezogen werden, die helfen, die Verknüpfung von Ort und Erinnerung/Information auch im öffentlichen Raum sicht- und nachvollziehbarer zu gestalten.

Alexandra Klei

Berlin

Kommunalpolitik als Basis demokratischen Handelns



Helga Krohn

Bruno Asch – Sozialist.

Kommunalpolitiker. Deutscher Jude.

1890–1940

Frankfurt am Main: Brandes und Apsel

Verlag, 2015, 277 S., € 19,90

Bruno Asch war in den 1920er und beginnenden 1930er Jahren ein herausragender Kommunalpolitiker und Finanzfachmann. Seine politische Karriere begann in Höchst am Main, wo er zunächst als hauptamtlicher Stadtrat für die SPD, 1923 bis 1925 als Bürgermeister der Stadt tätig war. Im Anschluss wurde er zum Stadtkämmerer der Stadt Frankfurt am Main gewählt und wechselte 1931 nach Berlin, wo er dasselbe Amt bekleidete. Seine Beliebtheit und öffentliche Bekanntheit in den Jahren der Weimarer Republik waren außerordentlich. In Höchst hatte er die schwierige Aufgabe, die Interessen der Stadt gegenüber der französischen Besatzungsmacht (1918–1930) zu vertreten. Als Frankfurter Stadtkämmerer war Asch gemeinsam mit Oberbürgermeister Ludwig Landmann (1924–1933) und dem Siedlungsdezernenten Ernst May (1925–1930) einer der Vertreter des »Neuen Frankfurt«, das die städtische Selbstverwaltung als ein wesentliches Moment in der neuen Weimarer Demokratie sah. Der Wohnungsbau auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage wurde für Frankfurt ein zentrales Thema der Kommunalpolitik. In Berlin trat Asch an, um in Zeiten größter wirtschaftlicher Not die katastrophale Haushaltslage der Stadt zu konsolidieren. Sein Ruf als Finanzexperte war ausgezeichnet, als Vertreter der SPD hatte er viele politische Freunde und Bewunderer; seine innovativen und risikofreudigen Ideen riefen aber auch Kritiker und Gegner auf den Plan. Umso erstaunlicher ist es, dass bisher keine Biographie zu dieser herausragenden politischen Persönlichkeit existierte.

Diese Lücke schließt Helga Krohn nun mit einem ungewöhnlichen Buch. Es gibt keinen umfangreichen Nachlass von Bruno Asch. Der Sozialist und Jude floh 1933 in die Niederlande, um seiner Verhaftung zu entgehen. Seine Familie folgte ihm ins Exil. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in den Niederlanden sah Asch für sich keine Hoffnung mehr und nahm sich das Leben. Seine Frau und zwei seiner Töchter wurden 1943 im Vernichtungslager Sobibór ermordet. Lediglich eine Tochter war bereits 1939 nach Palästina emigriert und überlebte die Shoah. In ihrem Besitz befanden sich ein Tagebuch, das Bruno Asch sporadisch seit 1922 führte, und ein stattliches Konvolut von rund 900 Briefen, die Asch seiner Frau

Margarete vor allem während seiner Abwesenheit als Soldat im Ersten Weltkrieg schrieb. Diese Unterlagen hatte Margarete Asch zusammen mit wenigen anderen persönlichen Gegenständen vor ihrer eigenen Deportation in einem Koffer im Heizungskeller des Wohnhauses versteckt. Ein Freund der ebenfalls deportierten Tochter Ruth wusste davon und informierte nach 1945 die einzige Überlebende der Familie, Mirjam. Die Originale liegen heute in den Central Archives for the History of the Jewish People in Jerusalem. Krohn wertete die Quellen aus und schuf eine sehr gut lesbare Mischung aus Briefedition und Biographie, anhand der es gelingt, sich von der Person Aschs ein anschauliches Bild zu machen.

Ein Schwerpunkt des Buches liegt auf den Briefen. Mit den Augen des 24-jährigen Bruno Asch wird man in den Alltag eines Soldaten eingeführt, der, in relativer Sicherheit in einem Telegraphen-Bataillon hinter der Ostfront eingesetzt, vor allem eines im Übermaß zu haben scheint: Zeit. Der lern- und wissbegierige Asch schreibt mindestens jeden zweiten, wenn nicht jeden Tag an seine Frau, liest sehr viel, unter anderem Zeitungen, die sie ihm schickt. In seinen verschiedenen Einsatzorten kommt er direkt mit der jüdischen Bevölkerung in Kontakt, sieht das Leid vieler Juden, die in den Städten durch den Krieg ihre ganze Habe verlieren, und er nähert sich dem Zionismus an. Auch die antisemitische Stimmung in der Truppe nimmt er sensibel wahr. Zum ersten Mal denkt er über seine eigene Haltung zum Judentum nach und fragt sich und Margarete, welche Rolle das Jüdischsein in der Erziehung ihrer zukünftigen Kinder haben sollte. Im Juli 1917 sieht er in Bresk den zu Friedensverhandlungen angereisten Kaiser. Trotz Aschs anfänglicher Zustimmung zum Krieg bedauert er zutiefst, welche Grausamkeiten eine ganze Generation erleben muss. Lange vor Kriegsende solidarisiert er sich mit den demokratischen Kräften in Deutschland und wünscht sich einen raschen Verständigungsfrieden mit Russland, um eine Friedensgesellschaft aufzubauen. Im November 1918 wird er Vorsitzender des »Großen Soldatenrats Kowno« und macht es sich zur Aufgabe, einen geregelten Abzug der Truppen zu organisieren. Politisch schloss er sich nach der Novemberrevolution der USPD an.

Die Zusammenstellung aus Briefen, Tagebuchnotizen und Veröffentlichungen Aschs zeugen von einer Intensität des Gesprächs zwischen den Eheleuten, das die Besonderheit der Situation widerspiegelt: Asch war sich bewusst, dass sie in einer Umbruchphase leben, die sie selbst mitgestalten können. Seine Briefe zeigen einerseits seine Sensibilität gegenüber den realen Problemen der Zeit, andererseits seine Überzeugung, die Probleme der Menschen mit einer systematischen Neuordnung lösen zu können. Seine Ansichten waren dabei nie ideologisch, sondern am Menschen orientiert. Das machte ihn zu einem der großen Politiker dieser Epoche.

Katharina Rauschenberger

Fritz Bauer Institut

Bildungsarbeit an Museen und Gedenkstätten



**Elke Gryglewski, Verena Haug,
Gottfried Köbler, Thomas Lutz,
Christa Schikorra (Hrsg.)**

*Gedenkstättenpädagogik –
Kontext, Theorie und Praxis der
Bildungsarbeit zu NS-Verbrechen*

Herausgegeben im Auftrag der
AG Gedenkstättenpädagogik.

Berlin: Metropol Verlag, 2015,
363 S., € 22,-

Der vorliegende Sammelband diskutiert in 23 Artikeln Selbstverständnis, Rahmenbedingungen, inhaltliche und methodische Zugänge sowie Perspektiven der Bildungsarbeit an Orten der NS-Geschichte. Er richtet sich an Mitarbeitende von Gedenkstätten sowie schulische und außerschulische Lehrkräfte, die mit Gruppen Gedenkstätten besuchen. Diese Gedenkstätten unterscheiden sich in Thematik und Funktion, abhängig jeweils vom konkreten Ort, in Größe, Ausstattung, pädagogischen Angeboten und Besucherzahlen. Sie sind Orte historischer Relikte, Täterorte, Friedhöfe, Denkmäler und Bildungseinrichtungen. Besuchenden soll es ermöglicht werden, »an dem historischen Gegenstand über Geschichte (zu) lernen und Themen (zu) entdecken«, die für sie in der Gegenwart von Bedeutung sind, formuliert Gottfried Köbler das zentrale Anliegen. Das pädagogische Ziel ist es, »die Fähigkeit zur autonomen Meinungsbildung« (S. 78) zu entwickeln sowie, so Christa Schikorra, zu dieser Geschichte eine Haltung zu gewinnen, sich »zu positionieren« (S. 13).

Cornelia Siebeck beschreibt die Entwicklungsgeschichte der Gedenkstätten in der BRD, kurz selbiges auch für die DDR und Österreich. Demnach wandelten sich die westdeutschen Gedenkstätten von ehemals »widerborstigen Orten«, die an die NS-Verbrechen und ihre Opfer, dann auch an die Täter/-innen erinnern, hin zu etablierten, staatlich getragenen Einrichtungen – deren jetzt systemstabilisierende Kernaussage laute, verbrecherische Systeme erfolgreich überwunden und das »deutsche Streben nach Freiheit und Einheit« (S. 42) eingelöst zu haben. Zu ergänzen wären diese Überlegungen meines Erachtens um die Perspektiven der vielen kleinen, nicht von der Bundesregierung gestützten Gedenkstätten, die finanziell nicht so gut ausgestattet und häufig von ehrenamtlichem Engagement getragen sind und möglicherweise auch über etwas andere Blickwinkel verfügen.

Das Verhältnis von Gedenkstättenpädagogik und schulischen Bildungsanforderungen diskutiert Robert Sigel. Schule sei starken

Veränderungen unterworfen, unter anderem hin zum kompetenzorientierten Unterricht anstelle klar definierter Lerninhalte, mit wiederum sehr unterschiedlicher Ausgestaltung in den Bundesländern. »Für die Gedenkstätten bedeutet die curriculare Entwicklung, dass sie mit einem verbindlichen Grundlagenwissen beim Besuch von Schulklassen immer weniger rechnen können.« (S. 47) Die Konsequenz seien erhöhte Anforderungen an die fachliche Kompetenz und Flexibilität im konkreten pädagogischen Setting für die Gedenkstättenpädagog/-innen – verstärkt noch durch die zunehmende Heterogenität der Schulgruppen.

Die Anforderungen an Gedenkstättenarbeit im Rahmen einer heterogenen, zudem auf Inklusion orientierten Gesellschaft debattiert Elke Gryglewski. Sie erläutert, welche Impulse und manchmal auch Irrwege, zum Beispiel einer unbeabsichtigten Re-Ethnisierung von Jugendlichen, auf diesem Weg in die konkrete Praxis gelangt sind, angefangen von pädagogischen Konzepten bis zur Gestaltung von Orten und Materialien. Als konkretes Beispiel benennt sie unter anderem die Einführung von Einstiegssequenzen, die persönliche Zugänge zur Geschichte ermöglichen. Kritisch verweist sie auf die immer noch mangelnde heterogene Zusammensetzung des pädagogischen Personals.

Die Frage der Kompetenzorientierung behandelt Wolfgang Meseth. Orientierung an (schulischen) Kompetenzmodellen bei der Vermittlung von NS-Geschichte in Gedenkstätten ist seines Erachtens nicht zielführend, da die NS-Verbrechen auch bei Jugendlichen mit moralischen Erwartungen und Beurteilungen besetzt seien, die ein sachliches Gespräch über die moralischen Implikationen des Themas erschwerten. Außerdem handele es sich bei Gedenkstättenbesuchen anders als in der Schule um ein offenes Lernsetting mit situativen Aushandlungsprozessen. Meseth argumentiert mit zwei bildungspolitischen Polen: einerseits eine bildungstheoretisch orientierte Pädagogik, die das »je spezifische Verhältnis von Sache und Person (Schüler/Teilnehmerin) immer wieder neu in den Blick nimmt«, und andererseits eine Output-orientierte Pädagogik mit dem Ansatz, »Lernsequenzen ergebnisbezogen zu organisieren«. (S. 106)

Gottfried Köbler befasst sich mit Unterschieden und Gemeinsamkeiten von Museen und Gedenkstätten. Der Unterschied sei primär, dass Gedenkstätten die Erinnerung an Unrecht und Leid bewahren und didaktisch umsetzen möchten, auch im Sinne des Appells an politische Werthaltungen. Museen hingegen sollen im gegenwärtigen Verständnis neben der Pflege von Sammlungen (im Sinne der Bewahrung eines kulturellen Erbes) eine »erfreuliche, eine bildende Erfahrung vermitteln« (S. 69) und bewegten sich in der Nähe zu den Künsten und ihrer Autonomie – Objekte im Museum seien danach nicht nur Belege für historische Ereignisse, sondern hätten ein eigenes Recht. Die Gemeinsamkeit der Institutionen bestehe in der »Faszination des Authentischen«, der Spannung von »sinnlicher Nähe und historischer Fremdheit, dem Ineinander von zeitlich Gegenwärtigem und geschichtlich Anderem« (S. 73).

Mehrere Autor/-innen befassen sich mit dem wieder häufiger diskutierten Beutelsbacher Konsens¹, zum Beispiel mit dem Spannungsfeld zwischen Orientierung auf Ermächtigung der Adressat/-innen einerseits und realer Zwangsbespielung im Rahmen von Schulklassenbesuchen andererseits; ein Dilemma, das sich wohl nie lösen, allenfalls aushalten und so konstruktiv wie möglich gestalten lasse. Reflektiert wird ferner das Überwältigungsverbot: Nach Lore Kleiber können die in Gedenkstätten erläuterten Verbrechen bei Besuchenden Emotionen wie Erschütterung und Empörung auslösen. Das Überwältigungsverbot, so verdeutlichen Wolf Kaiser und Kuno Rinke, zielt in diesen Settings allerdings nicht, wie teilweise interpretiert, auf emotionslose Wahrnehmung und damit auf die Verhinderung von Emotionen, sondern »auf die Vermeidung eines manipulativen Einsatzes von Emotionen« (S. 51).

Die Autor/-innen des Sammelbandes befassen sich fast ausschließlich mit mehrstündigen Gedenkstättenbesuchen. Einzig Julius Scharnetzky behandelt das pädagogische »Basisangebot« der Gedenkstätten, das am meisten nachgefragt wird: die zwei- bis dreistündige Führung (oft auch als – geführter – Rundgang bezeichnet). Zwar sei der Aufwand seitens der Gedenkstätten hierfür eher gering, doch müssten die Pädagog/-innen über »große Spontaneität, Flexibilität und Variantenreichtum« (S. 241) verfügen, um den unterschiedlichen Gruppen, der Spezifik des Ortes und den eigenen inhaltlichen und pädagogischen Ansprüchen gerecht zu werden. Angesichts dieser Ausgangslage sei es verblüffend, dass die Gedenkstättenpädagogik ihr Basisangebot so vernachlässige – wohl, weil eine Führung als die am wenigsten partizipative Methode gilt und entsprechend unbeliebt in der Reflexion ist. Doch gebe es eine wachsende Anzahl von Führungsformaten, die offene und aktivierende Lernformen integrieren, zum Beispiel »Selbstführungen«, »Fotospaziergänge«, »Schüler führen Schüler« (S. 243). Im Weiteren formuliert der Autor Kriterien für »gute Führungen und Rundgänge« (S. 244) und plädiert schließlich dafür, die Potenziale von Führungen stärker in den Blick zu nehmen und weiterzuentwickeln.

Der Sammelband diskutiert eine Vielzahl weiterer Themen: Gedenken als zivilisatorische Praxis, Demokratielernen und Menschenrechtsbildung, Einflüsse von und Wechselwirkungen mit internationalen Diskursen, das Phänomen der historischen Vergleichsziehung, Angebote zur Recherche und Reflexion von Familiengeschichte, die Rolle der Bundeszentrale für politische Bildung, die Bedeutung regionaler Gedenkstätten. Schließlich werden einzelne methodische Herangehensweisen erläutert, so

der Einsatz virtueller Medien oder digitalisierter Berichte von Holocaust-Überlebenden, und spezifische pädagogische Angebote vorgestellt: Mehrtagesangebote, Kunstprojekte, Projekte der internationalen Jugendbegegnung und berufsgruppenspezifische Angebote.

In meiner Wahrnehmung sind sich die Autor/-innen des Sammelbandes in einem Punkt einig: Bei Gedenkstättenbesuchen handelt es sich immer um eine soziale Interaktion der verschiedenen Beteiligten, also von Besuchenden, ihren Begleiter/-innen und dem oder der Gedenkstättenmitarbeiterin. Diese Interaktion und was sie auf der Ebene von Lernen im Sinne der Erkenntnisgewinnung, Wissensherstellung und Entwicklung politischer Haltung bewirkt, ist, darauf weist Verena Haug hin, allerdings bislang wenig wissenschaftlich untersucht.

Mein Fazit lautet: Der Band ist anschaulich geschrieben und gibt einen sehr guten Einblick in den gegenwärtigen Stand der Theoriediskussion und pädagogischen Praxis an Gedenkstätten zur NS-Geschichte in Deutschland. Deutlich wird, dass die Gedenkstätten über eine beeindruckende Vielfalt an unterschiedlichen Bildungsangeboten verfügen und dass die Bildungsarbeit im Zuge des gesellschaftlichen Wandels weitgehend erfolgreich professionalisiert wurde – zumindest in den großen, finanziell gesicherten Gedenkstätten, die über eigene Bildungsabteilungen verfügen. Die inhaltlichen und pädagogischen Anforderungen sind hoch und werden vermutlich eher noch wachsen: Zunehmende Diversität in Gruppenzusammensetzungen und Wissensbeständen sowie die Orientierung auf inklusive Bildungspraxis erfordern neben viel Sachkompetenz vor allem viel pädagogische Flexibilität und Freude an offener Kommunikation der Bildungspraktiker/-innen. Die Frage, *was* an diesen Orten aus ihrer jeweiligen Geschichte für die Gegenwart gelernt werden kann, und *wie* dieses Lernen zu gestalten ist, auch das zeigt der Band eindrücklich, wird wohl immer wieder neu zu entdecken und zu verhandeln sein.²

Kerstin Engelhardt
Berlin

.....
1 Der Beutelsbacher Konsens von 1976 formulierte für die politische Bildung das Überwältigungsverbot, das Kontroversitätsgebot sowie eine Orientierung auf die Ermächtigung der Adressat/-innen zu selbständigem Urteilen und Handeln.

.....
2 Eine etwas ausführlichere Rezension findet sich in *Politisches Lernen*, Jg. 33 (2015), H. 3/4, S. 56–58.

Wieder scheitern, besser scheitern



Wolfgang Kaleck

Mit Recht gegen die Macht. Unser weltweiter Kampf für die Menschenrechte

Berlin: Carl Hanser Verlag, 2015,
224 S., € 19,90

Wie schreibt man eine Rezension über ein Buch, dessen Autor man kennt und schätzt?

Vielleicht indem man das zunächst offenlegt und dann seinen ersten Eindruck, unmittelbar nach der ersten Lektüre notiert, wiedergibt. Also: »Etwas weniger Narzissmus hätte es auch getan. Und dennoch, das Engagement gegen Straflosigkeit bei schlimmstem Unrecht ist beeindruckend. Es zeigt, was möglich ist, wenn man an ein Ziel glaubt.«

Vor gut zwei Jahrzehnten, nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation, schien es, als könnten verbrecherische Staatsführer und ihre Handlanger wieder strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden. Das Vermächtnis von Nürnberg war zwar in der Welt, aber es war ein Präzedenzfall geblieben. Es verhinderte nicht, dass staatliche Souveränität verbrecherisches Agieren von Staatsorganen deckte und jeden ernsthaften Versuch der Ahndung vereitelte.

Das sollte sich jetzt ändern. Und von den internationalen Tribunalen zur Aburteilung der Kriegs- und Menschlichkeitsverbrecher im ehemaligen Jugoslawien und der Völkermörder in Ruanda, 1993 respektive 1994 vom Sicherheitsrat der Vereinten Nationen eingesetzt, führte folgerichtig der nächste Schritt zur Schaffung eines Ständigen Internationalen Strafgerichtshofs, nun nicht mehr durch den Sicherheitsrat, sondern infolge einer Anerkennung seiner Jurisdiktionskompetenz durch einzelstaatliche Erklärungsakte. Am 1. Juli 2002 nahm der Gerichtshof seine Arbeit auf. Noch ist seine Bilanz bescheiden, und vor allem: Er steht in großer Abhängigkeit von Staaten, die seine Arbeit ablehnen. Sind deren Interessen nicht betroffen, kann mit Eifer verfolgt und angeklagt werden, sind sie betroffen, geschieht nichts, ganz so, als ob systematische und massive Menschenrechtsverletzungen noch wie ehemals durch Leugnen oder durch ihre Umbenennung in Politik aus der Welt geschafft werden könnten.

Doch der Gedanke an ein Recht, das den Mächtigen entgegentritt und den Schwachen beisteht, lässt sich nicht mehr einfach unterdrücken. Dazu hat er in der Vergangenheit einmal zu oft den Beweis seines Gelingens angetreten. Aber es ist immer noch ein Kampf, und zwar einer, der große Überzeugung sowie – das können wir uns nach

der Lektüre des lesenswerten Buchs von Wolfgang Kaleck mühelos vorstellen – ausgeprägte Anfeindungsresistenz erfordert. Auch wenn die Berichte über das weltweite Engagement des Autors leicht den Eindruck entstehen lassen könnten, wir hätten es hier mit einem Weltreisenden in Sachen Recht zu tun, dahinter steht der hartnäckige Versuch, Staaten, deren Organe und – da in ihrer Macht Staaten oft nicht unähnlich – multinationale Konzerne an dem zu messen, was deren Führer so leicht über die Lippen kommt: die Achtung elementarer Menschenrechte, das Bekenntnis zum Völkerrecht und die zugesicherte Strafverfolgung bei massiven Rechtsverstößen.

»Unser großes Ziel: Wir wollen dazu beitragen, weltweit Menschenrechte mit juristischen Instrumenten zu schützen und durchzusetzen«, schreibt Kaleck am Anfang seines Buchs (S. 10). Und wenige Seiten weiter: »Uns geht es um einen systematischen Ansatz. Darum, dass im internationalen Strafrecht mit zweierlei Maß gemessen wird« (S. 12), um daraus dann, gewissermaßen als Arbeitsauftrag herzuleiten (S. 13): »Wenn aber nicht gleiches Recht für alle gilt, entfällt der universale Geltungsanspruch dieser Gesetze.«

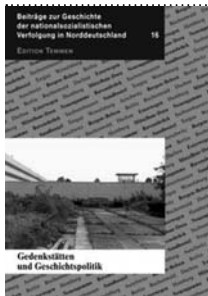
Bis es so weit war, dass aus dem individuellen Engagement ein kollektives wurde, das extrem scheiteranfällige »ich« durch ein »wir« eine Verstärkung erfuhr, war es ein weiter Weg. Von der rheinländischen Provinz nach Berlin, von dort im Anschluss an ein Jurastudium nach Lateinamerika, wieder zurück nach Deutschland, die Chancen justizieller Aktionen erwägend, erneut und immer wieder zurück nach Lateinamerika, um dort, in enger Abstimmung mit den Opfern und Überlebenden staatlicher Gewalt, konkrete Maßnahmen in Gang zu setzen, damit die Täter sich endlich vor Gericht verantworten müssen.

Mord, Folter, die Praxis des Verschwindenlassens. Tausendfach. Im Vergleich dazu wirkt das Recht zunächst schwach, zumal seine Schwäche ja durch den massenhaft straflosen Rechtsbruch auf fatale Weise beglaubigt wurde. Mit Energie und der Solidarität anderer gewinnt jedoch eine simple Rechtsnorm, die die Begehung eines Mordes unter Strafe stellt, eine Stärke, die es mit dem Unrecht aufzunehmen vermag. Das zeigt dieses Buch anschaulich an vielen Beispielen. Nicht nur auf Lateinamerika bezogen, auch in anderen Kontinenten wie Asien, Afrika und – Stichwort: Schulterschluss der Politik oder Industrie mit verbrecherischen Regimes – Europa. Dabei lässt uns der Autor teilnehmen an der Erweiterung seines Horizonts, an seiner wachsenden Sensibilisierung für das Unrecht und seinem Bemühen, institutionelle Allianzen zu schaffen gegen die Straflosigkeit derer, die glauben, über dem Gesetz zu stehen.

Mittlerweile gibt es diese Allianzen und viele andere, die sich für das gleiche Ziel einsetzen. Das Verdienst des Autors ist es, diese Entwicklung entscheidend gefördert zu haben. Narzissmus? Was soll's!

Gerd Hankel
Hamburg

Politik und Gedenkstätten



KZ-Gedenkstätte Neuengamme
Gedenkstätten und Geschichtspolitik
Beiträge zur Geschichte der
nationalsozialistischen Verfolgung in
Norddeutschland, Heft 16
Bremen: Edition Temmen, 2015,
201 S., € 14,90

Gedenkstätten sind in der Bundesrepublik zu einem zentralen Bezugspunkt von Geschichtspolitik geworden. Das ist ein Indiz für ihren Erfolg und konfrontiert sie zugleich mit erheblichen Herausforderungen und Gefahren. Darum ging es 2013 auf einer Tagung in der Gedenkstätte Ravensbrück, auf die die Hauptbeiträge des Bandes zurückgehen, der auch Projektvorstellungen, Tagungsberichte und Besprechungen enthält. Nach einem von Insa Eschebach und Oliver von Wrochem verfassten Editorial wird die Reihe der Aufsätze durch einen Überblick zur Gedenkstattengeschichte in Deutschland eröffnet, den Thomas Lutz mit Ausführungen zur Rückwirkung internationaler Debatten auf die deutschen Gedenkstätten verbunden hat. Nach seiner Ansicht ist eine nationalstaatliche Eigenständigkeit der Entwicklung wünschenswert. Sie werde durch die internationalen Diskurse bereichert, aber durch den europäischen Totalitarismuskurs und die vom Autor als einheitliches Konzept vorgestellte »Holocaust Education« auch gefährdet.

Auf der Grundlage einer kritischen Analyse der bundesdeutschen Erinnerungskultur und ihrer Wandlungen warnt Cornelia Siebeck die Gedenkstätten vor dem Verlust ihres Wirkungspotenzials als Orte kritischer Selbstreflexion der Gesellschaft. Dieses gehe im Zuge ihrer Institutionalisierung, Professionalisierung und Musealisierung verloren, wenn sie sich der ihnen zugewiesenen Funktion nicht verweigerten, die geschichtsteleologische Läuterungserzählung zu beglaubigen, die Erlösung durch Erinnerung verspricht.

Fabian Schwanzar bemüht sich um eine akteursorientierte Analyse der Gedenkstättenbewegung unter Einbeziehung der Reaktionen und Aktionen von Politikern und Verwaltungen in den 1980er und 1990er Jahren. Seine Ausführungen werden an anderer Stelle des Bandes durch eine Dokumentation der 2008/2009 geführten Auseinandersetzung um den Einsatz eines an der Bundeswehr-Universität studierenden Offiziers als freier Mitarbeiter in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme ergänzt.

Carola S. Rudnick zeigt, wie die Gedenkstättenpolitik des Bundes und dessen Beteiligung an der dauerhaften Finanzierung von Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus im Zuge der

Bemühungen entstand, die Aufarbeitung der SBZ/DDR-Vergangenheit zu fördern.

Caroline Pearce stellt die geschichtspolitischen Kontroversen nach 1990 als Auseinandersetzung zwischen linksliberalen Anhängern eines »Prinzips der Hierarchisierung« (S. 62) und konservativen Befürwortern eines »Prinzips der Gleichsetzung« (S. 62) dar. Dabei definiert sie allerdings nicht genau, was hier hierarchisiert bzw. gleichgesetzt wird: das Leid der Opfer nationalsozialistischer und kommunistischer Herrschaft oder die NS-Diktatur und die SED-Diktatur? An den von ihr gewählten Beispielen für die intendierte Realisierung der genannten Prinzipien – dem Gedenkort in der Nachbarschaft von Fort Zinna in Torgau und der Gedenkstätte Sachsenhausen – wird deutlich, dass sich in beiden Fällen das »Prinzip der Trennung« (S. 66) durchgesetzt hat.

Detlef Garbe konstatiert, dass Gedenkstätten in den letzten Jahrzehnten von der Peripherie ins Zentrum der Geschichtskultur gerückt seien, befürchtet aber, dass mit dem Erfolg praktische Folgenlosigkeit einhergehe. Dafür macht er neben politischen Entscheidungsträgern auch die Gedenkstätten selbst verantwortlich. Er kritisiert »Aufarbeitungsstolz« (S. 78) in Gedenkreden von Politikern, aber auch – ohne Beispiele zu nennen – Ausstellungen und Präsentationen, die das Verstörende der Orte zu sehr einebneten, und Vermittlungsformen, die zu wenig zum Fragen und Weiterdenken anregten. Er wendet sich entschieden gegen die Gleichsetzung kommunistischer und nationalsozialistischer Herrschaft und zeigt am Beispiel einer Publikation der Platform of European Memory and Conscience den europaweiten Einfluss eines Geschichtsrevisionismus, der sich von dem eines Ernst Nolte, der vor 30 Jahren den »Historikerstreit« auslöste, durch ungeschützte Direktheit unterscheidet.

Verena Haug greift die Hervorhebung der Authentizität der Orte in der Gedenkstättenkonzeption des Bundes heraus, um daran ihre Problematisierung der Zuschreibung von Authentizität zu knüpfen und deren Bedeutung bei gedenkstättenpädagogischen Veranstaltungen zu analysieren.

Corinna Tomberger schließlich thematisiert, wie Gedenkstätten im Streit um das Gedenken an verfolgte Homosexuelle als symbolpolitische Orte fungieren und geschichtspolitisch agieren. Sie plädiert für die Sichtbarkeit weiblicher Homosexualität und größere Transparenz bei gedenkpolitischen Entscheidungen.

Das informative Buch enthält kluge Analysen und viele praxisrelevante Überlegungen. Wiederholungen – etwa die häufige Bezugnahme auf die Gedenkstättenkonzeption des Bundes – sind in einem solchen Sammelband vermutlich kaum zu vermeiden.

Wolf Kaiser
Berlin

Ein schwarzes Heft voller Hoffnung



Edith Jacobson

Gefängnisaufzeichnungen

Hrsg. von Judith Kessler und

Roland Kaufhold.

Mit einem Vorwort von Hermann Simon.

Gießen: Psychosozial-Verlag, 2015,

247 S., € 29,90

*Wirst du heute zu mir finden/holder, kleiner Sonnenstrahl/Freude
künden, Hoffnung zünden/Licht, das mir der Winter stahl?*

»Sonnenzauber«, aus dem diese Verse der Psychoanalytikerin Edith Jacobson (1897–1978) stammen, ist kein Naturgedicht, wie man annehmen könnte. Und das »kahle böse Dach«, unter dem das lyrische Ich zur Sonne spricht, ist nichts anderes als die Berliner Untersuchungshaftanstalt Moabit, in der Jacobson von 1935 bis 1936 saß. Zugänglich geworden ist uns dieses Gedicht – zusammen mit mehreren weiteren Texten – durch das in der Haft entstandene »Schwarze Heft« Jacobsons. Veröffentlicht wurden diese »Gefängnisaufzeichnungen« erst 2015 dank dem außergewöhnlichen Engagement der Journalisten und Sozialwissenschaftler Judith Kessler und Roland Kaufhold und des Psychosozial-Verlags.

Judith Kessler, die das »Schwarze Heft« bereits 1988 mit dem Nachlass ihrer Mutter erhalten hatte, berichtet über die »Verketzung von Zufällen« (S. 13), die dazu führte, dass sie »ein Vierteljahrhundert auf Jacobsons Gefängnisnotizen saß« (S. 11). Roland Kaufhold zeichnet kenntnisreich und ergreifend die Biografie der Jüdin, Psychoanalytikerin und Widerstandskämpferin Jacobson nach.

Das Dilemma Wissenschaft oder Politik entscheidet Jacobson für sich schnell: »Als ich jung war, habe ich mich für Politik nicht interessiert. Mich interessierte einzig und allein die Wissenschaft [...]. Aber dann, Ende der zwanziger Jahre, begann Hitlers Aufstieg, und schon bald hatte er immer größere Massen hinter sich. Hier lauerte eine Gefahr, das spürte ich. Ich hörte seine Reden und las *Mein Kampf*, und ich war entsetzt.« (S. 52) Jacobson, deren Familie nicht emigrieren wollte, schließt sich der Widerstandsgruppe »Neu Beginnen« an. Am 24. Oktober 1935 von der Gestapo verhaftet, muss sie für elf Monate in Untersuchungshaft und wird im September 1936 wegen Hochverrats zu zwei Jahren und drei Monaten Haft verurteilt. 1938 flieht sie in die USA, wo sie bis zu ihrem Tod im Jahre 1978 erfolgreich als Psychoanalytikerin arbeitet.

Das »Schwarze Heft« Edith Jacobsons ist ein bewegendes Dokument über die ersten Monate in der U-Haft. Die tagebuchartigen

Notizen (im Buch auch durch Faksimiles einsehbar) – eine beeindruckende Mischung aus wissenschaftlicher Objektivität und subjektiver Wahrnehmung – gewähren einen Einblick in Alltag und Gemütszustand der Gefangenen. Nach nur wenigen Tagen überwindet sie die ursprüngliche »Schockwirkung« (S. 82) und die darauffolgende narzisstische Selbstüberhöhung:

»5. Tag. Zunehmende Einstellung auf die Realität: Beobachtung der Umgebung, der Sträflinge, Gemeinsamkeitsgefühl mit diesen [...]. Ausgeglicheneres Empfinden. Tiefe Sorge um Mutter und die nächsten Menschen. Fast angstfrei. Trotziges Widerstandsgefühl: nun gerade laß ich mich nicht unterkriegen. Innerer Schwur Durchzuhalten [sic] um jeden Preis.« (S. 83)

Auch Jacobsons Gedichte legen ein beredtes Zeugnis vom Leben im Gefängnis ab. Von Trauer und Schmerz durchdrungen, dienen sie zugleich der Verarbeitung der Schrecken der Haft. Die große Formenvielfalt dieses kostbaren lyrischen Nachlasses (Ballade, Sonett, Parabel, Schüttelreime usw.) ist kein ästhetischer Selbstzweck, sondern ein Mittel zur Artikulation des humanistischen Ethos der Autorin. Das Motiv der Auferstehung (»Auferstehungslied«), des Frühlings (»Alpen-Frühling. Arosa«), des oben genannten »Sonnenzaubers« und der Sonntagsglocken (»Sonntagsglocken«) – sie alle läuten einen Neubeginn, das »Siegesfeuer« für »die freie Erde« (S. 98) ein. Das Gedicht »Bekenntnis« protestiert gegen die Kluft zwischen Deutschen und Juden, fordert Menschlichkeit jenseits der Volkszugehörigkeit.

Jacobson – eine Frau, die »sich diszipliniert, analysiert, reflektiert« (Kessler, S. 19) – verfasst im Gefängnis auch die hier abgedruckte psychoanalytische Studie »Zur Technik der Analyse Paranoider«. Dem Misstrauen der Patienten setzt sie ihre »pädagogische Haltung«, ihre »unerschütterliche Geduld« entgegen, um durch »Hilfsbereitschaft und Vertrauenswürdigkeit« (S. 141) das Vertrauen des Mitmenschen wiederzugewinnen.

Das »Schwarze Heft« ist ein Ereignis. Andrea Huppkes Bedenken, ob hier etwas Neues vorliegt und ob dieser Fund die Publikation verdient (*Psyche* 12/2016), sind unberechtigt und schmälern die Bedeutung und die Brisanz der Publikation keineswegs. Trotz der ausbleibenden Unterstützung vieler ihrer deutschen Kollegen, trotz der Streichung ihres Namens aus der Mitgliedsliste der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft und trotz des skandalösen Schulterchlusses der damaligen offiziellen Psychoanalyse mit dem nationalsozialistischen Regime – unrühmliche Tatsachen, die uns hier von Roland Kaufhold wieder ins Gedächtnis gerufen werden – zeigen Jacobsons Haftnotizen die Stärke einer Frau, die sich vom nationalsozialistischen Terror nicht einschüchtern ließ – und das Gesicht und den Zauber der anderen, der freiheitsliebenden, widerständigen Psychoanalyse.

Galina Hristeva
Stuttgart